Nr. 81 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 7. April 1929

Volkswille

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zly. Anzeigen unter Text 0.60 Zly. von außerhalb 0.80 Zly. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 4. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4.00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Koalitionsverhandlungen in Deutschland

Große Koalition nach der Haushaltseinigung? — Die Sozialdemokraten für eine feste Regierung — Noch keine Entscheidung in Wien

Berlin. Nach der sachlichen Einigung der Haushaltssachverständigen werden sich, wie bereits gemeldet, die Parteiführer mit der Frage zu beschäftigen haben, ob die 5 an den Verhandlungen beteiligten Parteien auch eine koalitionsmäßig gebundene Regierung bilden wollen.

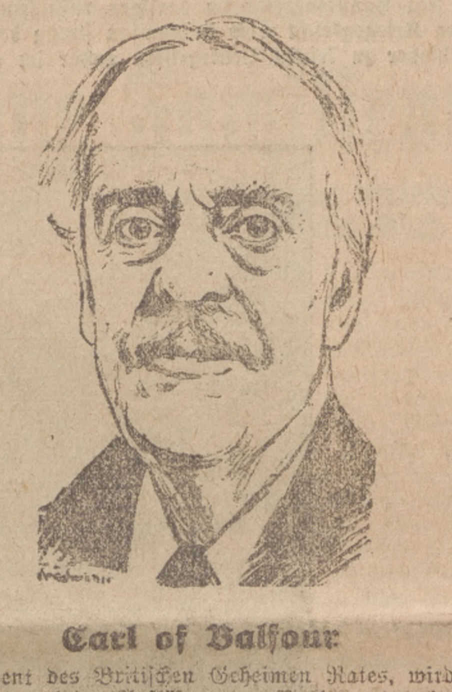
Die DAZ sieht in dieser Frage die größten Schwierigkeiten. Sie schreibt, ob die vielen Komplikationen die auf diesem Wege noch auftauchen würden, rasch oder überhaupt überwunden werden könnten, stehe durchaus dahin.

Der „Vorwärts" nimmt an, daß Kürzungen des Sozialetats in den Vereinbarungen nicht enthalten seien. Das Blatt ist der Meinung, daß die sozialdemokratische Reichstagsfraktion bei der Entscheidung politischer Erwägung — Erhaltung und Ausbau der sozialen Fürsorge — die gesamtpolitischen Kürzungen nicht außer Acht lassen werde, die durch eine Festigung der Reichsregierung auf dem Boden der Großen Koalition erzielt werden könnten.

Um die Regierungsbildung in Oesterreich

Wien. Auch die Verhandlungen der christlich-sozialen mit dem Landbund haben zu einem Einverständnis darüber geführt, daß der Landbund auf Grund eines gemeinsamen Arbeitsprogramms in der Regierungsmehrheit verbleibt.

Das Arbeitsprogramm deckt sich in allen wesentlichen Punkten mit der letzten Erklärung Dr. Seipels. Sonnabend vormittag beginnen die eigentlichen Verhandlungen mit den Sozialdemokraten, an welchen Vertreter aller drei bürgerlichen Parteien teilnehmen werden.



Earl of Balfour

der Lordpräsident des Britischen Geheimen Rates, wird sich im nächsten Monat nach der Auflösung des Parlaments mit Rücksicht auf sein hohes Alter — er steht im 81. Lebensjahr — aus dem öffentlichen Leben zurückziehen. Balfour war 1902—1905 Premierminister und 1916—1919 Staatssekretär des Auswärtigen.

Ein neuer Schritt in der Räumungsfrage

Deutsche Vorstellungen bei Briand

Berlin. Die „B. Z." meldet aus Paris: Die Unterredung zwischen Briand und dem deutschen Botschafter von Hoesch, der Freitag dem Quai d'Orsay wieder einen Besuch abgestattet hat, hat sich, wie der „Excelsior" berichten zu können glaubt, um die Frage der Rheinlandräumung gedreht.

Auf der Septembertagung des Völkerbundsrats in Genf, wo der Zusammentritt der Sachverständigenkonferenz beschlossen wurde, war vereinbart worden, daß parallel mit den Reparationsverhandlungen Besprechungen über die Organisation der Sicherheit der entmilitarisierten Rheinlandzone und über die Rheinlandräumung selbst beginnen sollten. In der gestrigen Unterhaltung zwischen Briand und von Hoesch sollen nun die „Möglichkeiten" geprüft worden sein, wie diese „Sicherheitsverhandlungen" eröffnet werden könnten.

Weiter soll in der Unterhaltung auch von der Tagesordnung der am 15. April in Genf zusammentretenden vorbereitenden Abrüstungskonferenz des Völkerbundes die Rede gewesen sein.

Die Sozialistenverfolgung dauert an

Woldemaras Vernichtungsfeldzug ohne Grund

Kowno. Die Verhaftungen führender Sozialdemokraten scheinen sich jetzt auch auf die Provinz auszudehnen. So wurde am Donnerstag das führende Mitglied der sozialdemokratischen Partei Kissen, aus Ponewicze in das Kownoer Gefängnis eingeliefert.

Von sozialdemokratischer Seite gibt man der Auffassung Ausdruck, daß es sich bei den Verhandlungen um einen vorbereitenden Schlag der Regierung gegen die Partei handele. Darauf lasse die Stellungnahme der halbamtlichen „Lietuvos Aidas" zu den Vorgängen schließen, die aus der Tatsache, daß in den Räumen des Hauptausschusses der Partei verschiedene verbotene Schriften gefunden worden seien, von denen man übrigens noch nicht wisse, wie sie eigentlich dorthin gelangt seien, Landesverrat und umstürzlerische Absichten annehmen. Von einer Geheimversammlung, so wird von sozialdemokratischer Seite weiter erklärt, könne keine Rede sein. In den Räumen des Hauptausschusses seien, als die Polizei an dem fraglichen Abend eindrang, noch nicht einmal zehn Personen versammelt gewesen, von denen der größere Teil in geschäftlichen Angelegenheiten in den Räumen des Hauptausschusses geweilt habe. Die übrigen Sozialdemokraten, darunter auch die beiden Führer, Kairys und Bielinis seien in der Stadt zum Teil aus ihren Wohnungen heraus verhaftet worden. Das dritte Vorstandsmitglied der Partei, Galinis, wohne in dem gleichen Gebäude, in dem der Hauptausschuß seinen Sitz habe. Unter den Verhafteten hätten sich überhaupt nur 19 Mitglieder der sozialdemokratischen Partei befunden. Die Polizei habe aber darüber hinaus alle Personen festgenommen, die im Laufe des Abends das Haus hätten betreten wollen. Die Gesamtzahl der Verhafteten sei nicht bekannt, dürfte aber einschließlich der Sozialdemokraten die Zahl 40 kaum übersteigen. Bei den Sozialdemokraten rechne man jedoch damit, daß weitere Verhaftungen namentlich in der Provinz folgen würden.

Beruhigung in Warschau

Warschau. Nach der amtlichen Erklärung, wonach die Rekonstruktion des Kabinetts erst im Verlauf einer Woche erfolgen soll, ist in politischen Kreisen eine gewisse Beruhigung eingetreten. Es haben gestern zwar eine Reihe von Konferenzen mit dem Ministerpräsidenten stattgefunden, so mit dem Innenminister Skladkowski und dem stellvertretenden Finanzminister, von denen indessen behauptet wird, daß sie nicht mit der Regierungsumbildung im Zusammenhang stehen. Man ist der Ansicht, daß die Regierungsverhandlungen wieder Pilsudski selbst in Hand genommen hat. Die Regierungspresse berichtet, daß Pilsudski in den nächsten Tagen wieder in einer öffentlichen Erklärung seinen Standpunkt zur politischen Lage kundgeben wird, von welcher man dann die nötigen Schlußfolgerungen für die Zukunft wird ziehen können. Man deutet an, daß es sich um einen bedeutenden Schritt Pilsudski handelt.

Regierungs- oder Staatskrise?

Die Regierung der festen Hand, des starken Willens zum Aufbau und zur moralischen Sanierung des polnischen Staates offenbart zum ersten Male vor aller Welt ihre innere Schwäche; sie gibt zu, daß die Regierungskrise seit Wochen währt, ohne daß man zu einer Lösung kommen kann und braucht, wie noch gestern versichert wurde, etwa 10 Tage, um mit einem grundsätzlichen Programm und einer entsprechenden Ministerliste vor die Oeffentlichkeit zu treten. Vorbei ist die Zeit, da die Regierungspresse mit Behagen berichten konnte, daß die Ministerlisten bereits fertig waren, noch bevor die Kabinettsmitglieder selbst von ihrer Absägung, beziehungsweise ihrem Rücktritt etwas erfahren haben. Gewiß, man ist mit einer Entschuldigung schnell bei der Hand, Krankheit des Ministerpräsidenten und des eigentlichen Trägers des Kabinetts, des Kriegsministers haben eine Aussprache verhindert, haben damit die Rekonstruktion des Kabinetts verzögert. Nach Außen kann man ja diese Version gelten lassen, wenn es auch kein Geheimnis ist, daß diese Krise, seit Wochen angekündigt, doch nichts anderes als die Fortsetzung des Kampfes mit oder gegen das Parlament und noch bisher ungeklärt ist. Tatsächlich wird zugegeben, daß der Ministerpräsident seine Demission bereits Mitte März eingereicht hat, also um eine Zeit, als der Sejm noch tagte. Man wird schwerlich behaupten können, daß erst jetzt die Gegensätze nach Schluß des Parlaments zum Ausbruch kamen. Sie sind seit langem im Schoß des Regierungsblocks, werden durch die Oberstengruppe verschärft, die sich allerdings bei Pilsudski nicht ganz durchsetzen kann. Aber halten wir zunächst daran fest, daß Oberst Slawek nach der Heimschickung des Sejms im Beheblock erklärt hat, daß er als Vertrauensmann Pilsudskis spräche und daß diese fragliche Sitzung schon die Schwierigkeiten offenbarte, die nur im Kabinett fortwirken.

Wie immer das kommende Kabinett auch aussehen wird, Bartel fällt als Opfer des Versuchs der Zusammenarbeit mit dem Sejm. Nun, Demokrat war er ja nur im begrenzten Sinne, denn sonst hätte er sich nicht in der Nachmaizeit solange in den reformierten Regierungen gehalten. Nur soviel ist den Gerüchten zu entnehmen, daß er weitgehende Vollmachten verlangte, die wirtschaftlicher Natur waren und vor allem sich mit Entschiedenheit gegen das Ansinnen der Oberstengruppe gewendet hat. Diese Oberstengruppe, die sich ausschließlich auf den „Dziadek", den Marschall Pilsudski, beruft, glaubt ohne den Sejm auskommen zu können, das Volk muß von starker Hand regiert werden und selbstverständlich ist es dann auch überflüssig, erst über die Verfassungsänderung viel zu verhandeln, die soll der Staatspräsident allein dekretieren, und alles wird man dann so nebenbei durch die Militärs erledigen lassen. Diese These hat noch nicht gesiegt und es scheint, daß auch in der jetzigen Krise der Staatspräsident rasch eingreift, nicht mehr einfach Schriftstücke unterfertigen will, sondern auch auf die Gestaltung der Regierung selbst Einfluß gewinnen will, das ist immerhin gegenüber der früheren Praxis ein Fortschritt, wenn er auch vor dem starken Willen Pilsudskis seine Meinung zurückstellen wird. Aber die Verhandlungen mit dem Ministerpräsidenten, mit dem Kriegsminister und schließlich die Konferenzen der letzteren mit dem Staatspräsidenten legen davon Zeugnis ab, daß es sich nicht um eine der landläufigen Krisen handelt, sondern im Gegensatze um eine von ganz ernsthafter Natur.

Für uns Oppositionelle würde dieser Zustand erfreulich erscheinen müssen, wenn wir den Staat vom Gesichtspunkt der moralischen Sanatoren als Nachtwächteridee betrachten würden. Aber wir haben uns zu vergegenwärtigen, daß alle üblen Erscheinungen im Staat, seien sie politischer oder wirtschaftlicher Natur, in erster Linie die breiten Massen treffen und da haben wir ein großes Interesse daran, daß Krisen nicht unendlich hinausgezogen werden. Beim polnischen Staat sind die Erscheinungen noch schwieriger, denn er ist unabhängig vom Ausland und die Schwächung seiner Position wirkt gewöhnlich wieder am schwierigsten bei den breiten Massen aus. Und wir sollten doch einsehen, daß hinter den schönen Worten des Fortschritts, wie er uns in der der Presse der Sanatoren gemalt wird, nichts steht, daß wir uns tatsächlich schon in einer Wirtschaftskrise befinden, die sich in den nächsten Monaten noch schärfer auswirken wird. Es ist in diesem Zusammenhang überflüssig, alle Einzelheiten zu erwähnen, die die ganze Last des Staates offen zeigen, es muß genügen, darauf hinzuweisen, daß es höchste Zeit ist, daß sich die Regierungskreise besinnen, wohin der Weg dieser moralischen Sanierung führt. Heute ist nicht mehr die Zeit vom Mai 1926, und die Regierung hat die



Mulus h. c.

Der Unterprimaner der Oberrealschule in Gießen, Franz Kirchheimer, hat als Verfasser einer von der Fachwissenschaft als hervorragend anerkannten wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiet der Paläobotanik durch eine Verfügung des hessischen Kultusministeriums das Reifezeugnis der Oberrealschule erhalten. Er kann also das Universitätsstudium aufnehmen, ohne die Oberprima zu absolvieren oder die Schlußprüfung abzulegen. Eine solche Verleihung des Reifezeugnisses auf Grund „hervorragender Befähigung steht in der deutschen Schulgeschichte einzigartig da.

Ausnützung der günstigen Konjunktur in Polen gründlich verpaßt.

Man braucht nicht soweit zu gehen, um die Staatskrise in ihrer Bedeutung zu übertreiben, wie dies die nationaldemokratische Presse bereits tut, die mit aller Deutlichkeit von bolschewistischen Umtrieben spricht, die sich bemerkbar machen und die schon den Feind vor den Toren sieht, in der Gestalt des deutschen Angriffs gegen die Festen des Versailler Vertrages und den Anmarsch sowjetrussischer Armeen gegen Polen. Nichts destoweniger ist die Staatskrise da und zwar eben wegen der Verfassungsreform, die man durch das Parlament nicht zur Erledigung bringen konnte und selbst, wenn eine außerordentliche Tagung im Juni oder Juli stattfinden sollte, nicht durchsetzen wird. Inzwischen bersten auch die „Traditionen“ des Regierungsblocks, dort werden die Gegensätze verschärft und zwar gerade zwischen den Trägern der Militärgruppe und den Radikalen, die es satt haben, sich vom Oberst Slawek kommandieren zu lassen. Nicht die Opposition ist es, die die Krise verursacht hat, sondern der Regierungsblock, in dessen Gefolgschaft sich das Kabinett begeben hat und heute eben unter dem Druck der öffentlichen Meinung, doch nicht aus dem Chaos heraus kann. Es ist nicht zu erwarten, daß die Oberstengruppe zugunsten der Demokratie ihre Meinung wechselt und gerade die Andeutung, daß man mit einem festen Programm mit der neuen Ministerliste auftreten wolle, beweist, daß erst einmal die Gegensätze behoben werden sollen und hierzu sind sogar zehn Tage erforderlich, gewiß, es kann auch noch eine Ueberraschung eintreten, daß Bartel bleibt und nur formale Rekonstruktion mit einigen neuen Namen erfolgen wird. Aber dann wird erst ein Programm offenbar, welches eben, wie alle bisherige Politik der starken Hand, Zufallserscheinung ist.

Es ist kein Geheimnis, daß der Staatspräsident den Einfluß der Oberstengruppe paralysieren will. Das geht auch aus den wiederholten Verhandlungen hervor und wenn man berücksichtigt, daß er auch eine Unterredung mit dem amerikanischen Finanzberater Dewey vor dem Osterfest hatte, so wird man verstehen, in welcher Richtung die Wünsche des Staatspräsidenten gehen. Nur handelt es sich darum, diese Wünsche auch mit denen des Marschalls Pilsudski konform zu gestalten und hier liegt das Moment der Dauer dieser Krise, die keine so leichte ist, daß man einfach Minister verschiebt, wie dies sonst bei Schachfiguren der Fall ist und die früher so die Ueberraschungen des heutigen Kurses bildeten. Die Nachmairegierung hat 1929 ein ganz anderes Gesicht bekommen und wird auch manche Theorien von früher her aufgeben müssen. Gewiß wird die Wandlung nicht so rasch erfolgen, wie man das vielfach annimmt, aber die Zeit der Experimente dürfte vorbei sein, Stetigkeit muß auch in der polnischen Politik Platz greifen. Leider sind wir nur auf Gerüchte angewiesen, eine objektive Würdigung der Tatsachen ist nicht möglich, da sich ja die Regierung der Oeffentlichkeit entzieht. Wenn hier und da der ganze Kurs einer scharfen Kritik ausgesetzt ist, die vielleicht nicht angebracht ist, so liegt dies nicht an den Kritikern, sondern an den Trägern der heutigen Verhältnisse selbst, die sich eben der Oeffentlichkeit verschließen. Und gerade hartes Schweigen in Staatsdingen kündigt wenig frohe Stunden an, hoffen wir, daß dies auf die polnische Politik nicht volle Anwendung finden wird.

Der gegenwärtige Ministerpräsident fällt als Opfer der Zusammenarbeit mit dem Sejm, so ist die Version in der Presse. Wollte man daraus die nötige Schlußfolgerung ziehen, so müßte angenommen werden, daß die kommende Regierung der starken Hand nach der Umbildung den Sieg der Oberstengruppe bedeuten würde, aber das ist wiederum nach Lage der Dinge nicht gut möglich und gerade dadurch wird eine höchst unklare Situation geschaffen. Aber wir sind an Ueberraschungen gewöhnt, wir werden abwarten, was für ein Gebilde die kommende Regierung sein wird und auch sie wird schließlich weniger nach ihren Worten und Programmen, als nach ihren Taten beurteilt werden müssen. Und Taten sind es, die heut den Ausschlag bei der Beurteilung bilden, diese vermag die Regierung der moralischen Sanierung nicht aufzuweisen, wenigstens keine Staatsaufbauenden. —ll.

Stimson warnt die mexikanischen Rebellen

London. Staatssekretär Stimson hat nach Washingtoner Meldungen das Marineministerium angewiesen, einen weiteren Kreuzer nach Topolobampo in Mexiko zu entsenden und gleichzeitig die mexikanischen Rebellenführer dringend warnen lassen, sich irgendwelche Uebergriffe gegenüber Amerika zuschulden kommen zu lassen.

Erfolglose Bemühungen in Paris

Die Kriegsentschädigung unlösbar — Schacht verteidigt den deutschen Standpunkt

Paris. Am Freitag vormittag fand die in der Vollsitzung des Sachverständigenausschusses vom Donnerstag vereinbarte Zusammenkunft der Führer der britischen, französischen, italienischen und belgischen Delegation, Stamp, Moreau, Pirelli und Francqui mit Reichsbankpräsident Dr. Schacht statt. Die Gegenseite gab Dr. Schacht die von ihm am Donnerstag verlangten Aufklärungen über gewisse Punkte des Memorandums, in dem die Gläubiger die Forderungen und Bedürfnisse zusammengefaßt hatten, denen Deutschland in Regelung seiner Kriegsentschädigungen genügen soll.

Die gemeinsame Antwort auf das Ersuchen Dr. Schachts nach ergänzenden Erläuterungen war — wie bereits mitgeteilt — in einer Konferenz der Gläubigerdelegationen festgelegt worden, die sich an die Vollsitzung des Sachverständigenkomitees anschloß, die von 10—11 Uhr währte. Unmittelbar nach der Fünferkonferenz vom Freitag vormittag begannen die Einzelbesprechungen des Reichsbankpräsidenten mit jedem der Delegierten der Hauptgläubiger Deutschlands. Sie wurde durch eine Besprechung Dr. Schachts mit dem französischen Hauptdelegierten Moreau eröffnet, die in Anwesenheit des Vorsitzenden des Sachverständigenausschusses, Owen Young, in dem Arbeitsraum der amerikanischen Delegation, im Hotel Georg V., stattfand.

Dem „Temps“ zufolge unterbreitete in dieser Besprechung Moreau Dr. Schacht die französischen Forderungen, die eine völlige Deckung der französischen Schulden an England und die Vereinigten Staaten sowie eine angemessene Entschädigung für den Wiederaufbau der verwüsteten Gebiete vorsehen.

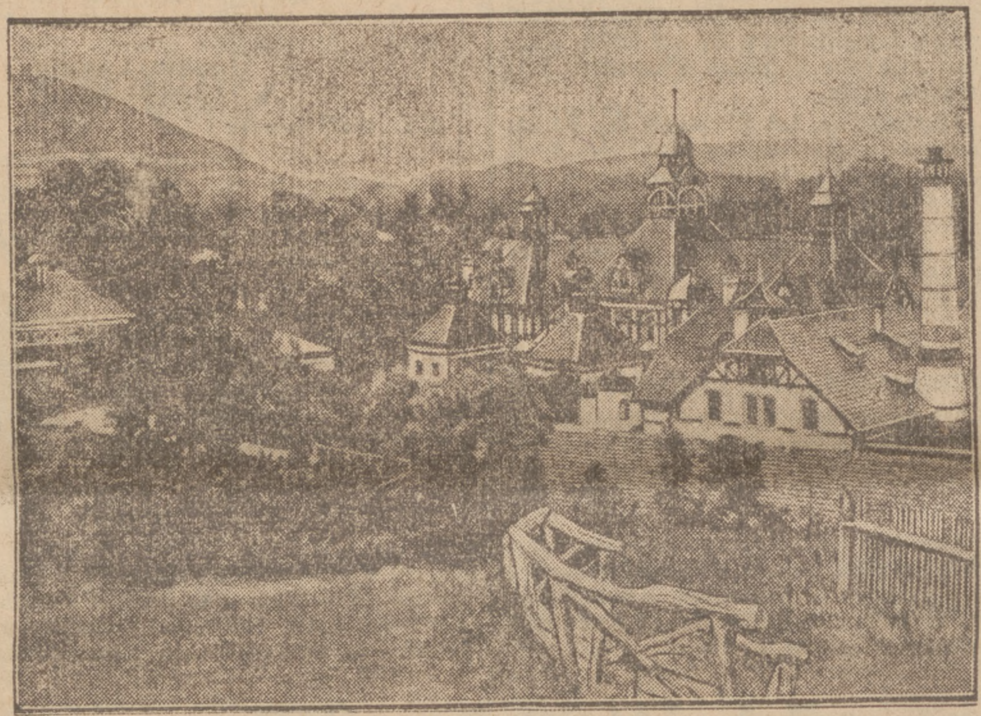
Ende der chinesischen Wirren?

Warum Hankau fiel — Zu der Einnahme Hankaus durch Tschiangkaischeks Truppen

London. Mit dem Einzug Tschiangkaischeks in Hankau gilt der erste Abschnitt des Krieges zwischen Nanking und Wuhan als beendet. Der Grund für den vollkommenen Zusammenbruch der Verteidigung der Wuhaner Truppen ist nicht allein auf das Ueberlaufen der 7. Division, sondern auch nach näheren Berichten vor aellm darauf zurückzuführen, daß die Truppen im entscheidenden Augenblick es ablehnten, zu kämpfen. Stattdessen fingen sie an, sich mit dem Feinde anzufreunden, so daß dem Oberbefehlshaber der Wuhan-Armee nichts anderes als ein beschleunigter Rückzug übrig blieb. Der Garnisonbefehlshaber von Hankau selbst verließ in großer Flucht sein Hauptquartier im dortigen russischen Konsulat.

Das Kriegsgericht wird in Hankau streng durchgeführt, doch ist es bisher zu keinen Uebergriffen weder im chinesischen Teil der Stadt noch in den ausländischen Niederlassungen gekommen. Die Aufrechterhaltung der Ordnung untersteht einem besonderen Ausschuß von chinesischen Beamten, die vor dem Einmarsch Tschiangkaischeks in die britische Niederlassung geflüchtet waren. An den Oberbefehlshaber der britischen Flottenstreitkräfte von Nanking wurde die Bitte um Unterstützung zur Aufrechterhaltung der Ruhe ausgesprochen.

Eine größere Anzahl von Flußdampfern, die Kriegsmaterial für die Wuhanarmeen mit sich führten, sind zu den Nankinger Truppen übergegangen. Ueber die Stärke der geflüchteten Wuhanarmee und ihre Verfolgung durch die siegreichen Nankingtruppen liegen vorläufig zuverlässige Berichte noch nicht vor. Von einer Beendigung des Krieges kann aber jetzt noch kaum gesprochen werden.



Bad Salzbrunn verkauft

Das schlesische Bad Salzbrunn mit seinen Quellen, dem Kurpark von 700 Morgen, 14 Hotels und dem 500 Morgen großen Gut Ida-Hof ist aus dem Besitz des Fürsten Pleß an ein Berliner Konsortium verkauft worden. Die Käufer wollen das Bad namentlich sozialen Verbänden wie Krankenkassen und Beamtenvereinen zugänglich machen.

Schweres Eisenbahnunglück in Rumänien

20 Tote, 60 Verletzte

Berlin. Die „B. Z.“ meldet aus Bukarest: Der Schnellzug Kischinew—Bukarest ist bei der Station Boboc in der Nähe von Buzeu entgleist. Drei Personenwagen stürzten um. Nach den ersten hier eingetroffenen Nachrichten wurden 20 Personen getötet und 60 verletzt. Die Rettungsarbeiten werden durch den herrschenden Schneesturm außerordentlich behindert.

*

Bukarest. Nach einer Mitteilung der Eisenbahndirektion beträgt die Zahl der Todesopfer bei dem Eisenbahnunglück in Boboc 10, die der Verwundeten 59. Bei dem größten Teil der Verunglückten handelt es sich um Eisenbahnbeamte und Militärpersonen. Die Lokomotive, zwei Personenwagen und der Gepäckwagen wurden vollständig zertrümmert, die Schienen auf einer Strecke von 200 Meter aufgerissen. Der Sachschaden beläuft sich auf 20 Millionen Lei. Wie weiter gemeldet wird, sind bereits einige der Schwerverwundeten gestorben. Die Bergungsarbeiten gestalteten sich sehr schwierig. Der in dem Unglückszug reisende ehemalige Ministerpräsident und jetzige Senator Vaitoianu kam unverletzt davon.

Die Hetze gegen Abg. Liebermann

Der „Glos Prawdy“, „Kurjer Poranny“ und das Organ der B. B. S. „Przedswit“ führen die Hetze gegen den Abg. Liebermann fort. Im „Przedswit“ wird Liebermann von seinem ehemaligen Schützling, dem Abg. Burda, nach allen Regeln der Verleumdungskunst so angeschwärzt, daß ein harmloses Arbeitergemüt ihn schwerlich von einem... bolschewistischen Agenten wird unterscheiden können...

Das Warschauer Mittagsblatt „A. B. C.“ meint, es habe den Anschein, als ob die Sanierungspresse Stimmung für ein Femgericht über Liebermann, den ehemaligen Obersten der 1. Brigade der Legionen und einstigen nahen Freund des Marschalls Pilsudski machen wolle. Und das alles nur deshalb, weil ein aufrechter Verteidiger nicht nur gegen den Finanzminister im Auftrage des Sejms vorgeht, sondern auch die Verteidigung des ehemaligen Abgeordneten Ulitz übernommen hat.



Ein Millionär von meuternden Matrosen seiner Privatjacht ermordet?

Die Jacht des Newyorker Millionärs Roß wurde führerlos treibend gesichtet. Man fand die Mannschaft sinnlos betrunken. Blutspuren deuteten auf einen vorangegangenen Kampf. Da der Kapitän verschwunden ist, nimmt man an, daß er von den meuternden Matrosen ermordet und über Bord geworfen wurde. Man befürchtet, daß der Jachteigentümer Roß (im Bilde), der schon früher von Bord gegangen sein soll, aber gleichfalls unauffindbar ist, das Schicksal des Kapitäns geteilt hat.

Polnisch-Schlesien

Die „Polska Zachodnia" triumphiert

Die verantwortlichen Redakteure deutscher Blätter haben sich allmählich daran gewöhnt, Stammgäste in den Kattowitzer Gerichtssälen zu werden. Sie sind es auch geworden und die heiligen Räume der Justitia sind ihnen mit der Zeit sehr vertraut geworden, wenn auch gerade nicht sehr lieb. Man gewöhnt sich an alles. Anders steht die Sache bei unseren guten Freunden von der „Polska Zachodnia". Betreten sie einmal die heiligen Räume der Gerechtigkeit, so sieht man es ihnen an, daß sie noch nicht zu Hause sind. Ein Journalist muß aber überall zu Hause sein und weshalb da die „Polska Zachodnia"-Redakteure eine Ausnahme machen, will uns so recht nicht in den Sinn. Weshalb das so ist, wollen wir erst lieber nicht näher untersuchen, es befremdet uns nur, daß sie sich so freut, wenn sie dort die deutschen Redakteure sieht. Allerdings, es kommt auch einmal vor, daß sich einer ihrer Redakteure nach dem Gericht verläuft, aber das kommt fast gar nicht in Betracht. Sonderbar jedoch, daß die „Polska Zachodnia" dann aber einen solchen „seltenen" Fall ganz und gar verschweigt. Nicht ein Sterbenswörtchen bringt. Weshalb denn nur? Schämt sie sich? — — Man könnte es annehmen.

Ihr verantwortlicher Redakteur Dylong wurde gestern zu 500 Zloty Geldstrafe verurteilt, weil die „Polska Zachodnia" den Geistlichen Rosmus beleidigte. Diese Beleidigung war eine sehr, sehr schwerwiegende, denn es handelt sich doch hier um einen Diener Gottes. Ueber diesen Prozeß haben wir in der „Zachodnia" bisher noch nicht ein Sterbenswörtchen gelesen. Na ja — — — — —

Wenn aber ein deutscher Redakteur verurteilt wird, zumal der Redakteur Helmrich, da herrscht große Freude in der Hochburg der Sanacja. Da triumphiert sie. So auch heute. Der „Volkswille" brachte vor noch nicht langer Zeit den Artikel „Ein Ehrenmann", der dem Chefredakteur Rumun der „Polska Zachodnia" gewidmet war. Herr Rumun strengte eine Privatklage an, die gestern zur Verhandlung in Kattowitz kam. Der Beklagte, Redakteur Helmrich, wurde zu 500 Zloty Geldstrafe oder 50 Tagen Gefängnis verurteilt. Mit was er sich jedoch nicht zufrieden gibt, denn er legt Berufung ein. Herr Rumun hätte nun wissen müssen, daß dem Verurteilten diese Möglichkeit noch offen steht. Aber nein, flugs wird in seinem Blättlein ein Artikel veröffentlicht, der die reinste Triumphiade ist. Vorläufig noch verfrüht, meine verehrten Kollegen von der „Polska Zachodnia". Es kann noch anders kommen. Feststellen wollen wir noch nebenbei, daß die Gerichtsverhandlung, der außerordentlich viel Publikum beiwohnte, recht interessant verlief. Und alles horchte sehr andächtig zu, als Rechtsanwalt Dr. Stach und Redakteur Helmrich die in dem Artikel erwähnte Veröffentlichung der „Polska Zachodnia" über den Ehrenhandel des Herrn Rumuns mit Oberstleutnant Rupp zur Sprache brachten. Es war wirklich sehr interessant.

Wir sind überzeugt, daß die Zuhörer sehr befriedigt nach Hause gingen.

Das Fortbildungsschulwesen in der schlesischen Wojewodschaft

Wir hören so oft von den Fortbildungsschulen in unserer Wojewodschaft, haben aber über den Stand der Schulen bis jetzt keine Uebersicht gehabt. Wir wollen daher das Versäumte nachholen und die Entwickelung des Fortbildungsschulwesens schildern. Im Jahre 1922, als die Uebernahme des heutigen Polnisch-Oberschlesien durch den polnischen Staat erfolgte, lag das Fortbildungsschulwesen brach darnieder. Im ganzen waren damals 16 Fortbildungsschulen mit 205 Klassen und 3270 Schülern. Seit dieser Zeit werden systematisch neue Fortbildungsschulen eröffnet und das Entwickelungsstadium ist noch lange nicht beendet. In dem Schuljahre 1928/29 bestanden bereits 50 Fortbildungsschulen mit 444 Klassen und einer Schülerzahl von 13 788. Von diesen 13 788 Schülern waren 12 486, die sich zu der polnischen Nation bekannten, was 90,6 Prozent aller Fortbildungsschüler ausmachte und 1302 deutsche Schüler oder 9,4 Prozent. Nicht minder ist die soziale Richtung der Fortbildungsschüler und ihre gewerbliche Einteilung interessant. Dem Metallgewerbe gehörten 4574 Schüler an, was 33 Prozent aller Schüler ausmachte. An zweiter Stelle steht die Handelsbranche mit 1979 Schüler oder 14 Prozent aller Gewerbeschüler. Auffallend ist der minimale Besuch der Fortbildungsschüler, die auf den Gruben beschäftigt werden, was davon zeugt, daß das Fortbildungsschulwesen bei uns dem wirtschaftlichen Leben schlecht angepaßt ist. Die meisten Besucher der Fortbildungsschulen stammen aus den Arbeiterkreisen. 7415 Schüler oder 54 Prozent sind es Arbeiterkinder. Aus dem Handwerkerstande waren 2377 Schüler, das sind 17 Prozent, 893 Schüler waren Bauernsöhne, 7 Prozent Beamtensöhne und 1778 Schüler oder 13 Prozent von verschiedenen Berufen.

Was die Lehrkräfte anbetrifft, so herrscht hier noch ein arges Durcheinander. Insgesamt unterrichten in den Fortbildungsschulen 603 Lehrer, darunter 25 etatsmäßig angestellte, 13 Kontraktlehrer und 562 Lehrer vorübergehend. Handelt es sich um den Bildungsgrad der Lehrer, so ist folgendes dazu zu bemerken: 15 Lehrer haben die Politechnik beendet, 8 Lehrer besuchten die Handelsakademie, 6 Lehrer die Bergakademie, 16 Lehrer die Universität, 58 Geistliche, 15 waren Seminarlehrer, 409 hatten die Volksschule besucht, 29 waren Techniker, die eine technische Schule beendet haben, 11 Lehrer besuchten die Handelsschule und 36 Lehrer andere Schulen. Auffallend ist es, daß in den Fortbildungsschulen 58 Geistliche unterrichten. Das steht wahrscheinlich damit in Verbindung, daß in manchen Fortbildungsschulen auch Religionsunterricht erteilt wird. Der Lehrkörper sieht also recht bunt aus und die meisten Lehrer dürften Handwerker sein, die nur eine Volksschule besucht haben. Eine Durchschulung der Lehrer erscheint dringend notwendig. Heute ist bereits die Rede davon, daß ein bestanderes Berufsseminar eröffnet werden soll, das lediglich Berufslehrer heranbilden wird. Wann das erfolgen wird, steht vorläufig noch nicht fest. Von den 50 Fortbildungsschulen sind nur 5 Schulen im eigenen Heim untergebracht. Das ganze Fortbildungsschulwesen kostet jährlich 973 160 Zloty. Die Personalausgaben (Lehrergehälter) machen allein 837 593 Zloty aus und 135 566 Zloty werden für verschiedene Schulhilfsmittel ausgegeben.

Eine Familientragödie vor Gericht

Der Ehemann verletzt seine Gattin durch mehrere Messerstiche — Sein Kind durch Erhängen zu töten versucht

Wie bereits berichtet, ereignete sich am 4. November v. Js. in der Ortschaft Janow eine blutige Ehetragödie. Zwischen den Eheleuten, dem Arbeiter Konrad Korzyna und deren Ehefrau Emma, herrschten seit längerer Zeit Familienzwistigkeiten, welche des öfteren in Tätlichkeiten ausarteten. An dem fraglichen Tage kam in den späten Abendstunden der Ehemann in betrunkenem Zustande heim und versuchte an seiner Frau sein „Mütchen" zu kühlen, indem er sie ohne Grund schikanierte. Zwischen den Eheleuten kam es zu einem regen Wortwechsel, in deren Verlauf der K. ein Küchenmesser ergriff und seine Frau am Kopf und an der Schulter durch mehrere Stiche erheblich verletzte. Daraufhin begab sich K. mit seinem einzigen Kinde in den nahen Wald, um dasselbe, wie er in einem hinterlassenen Briefe bemerkte, durch Aufhängen an einem Baum zu töten. Der rabiate Vater sah jedoch von seinem unseligen Plan ab und kehrte in den frühen Morgenstunden nach seiner Wohnung zurück. Der Einwohnerschaft bemächtigte sich eine große Erregung, als diese von dem blutigen Vorfall in Kenntnis gesetzt wurde. Am darauffolgenden Tage wurde K. festgenommen und in das Kattowitzer Gerichtsgefängnis eingeliefert. Am gestrigen Freitag hatte sich derselbe vor der Strafabteilung des Landgerichts in Kattowitz wegen Uebertretung der Paragraphen 223a und 74 des Strafgesetzbuches zu verantworten. Zu seiner Verteidigung führte der Angeklagte aus, daß er gar keine Absicht hatte, seine Frau und das Kind zu töten, sondern vielmehr seiner Ehefrau nur einen Schreck einjagen wollte. Nach einer etwa 3stündigen Verhandlungsdauer wurde der Arbeiter Konrad Korzyna wegen schwerer Körperverletzung zu einer Gefängnisstrafe von 3 Monaten verurteilt. Die verbüßte Untersuchungshaft von 6 Monaten wurde dem Angeklagten nicht angerechnet.

Wie hat der aufgelöste Schlesische Sejm gearbeitet?

Der letzte Schlesische Sejm im Jahre 1922 hat gleich nach seiner Einberufung 21 Kommissionen gebildet und die Hauptarbeit des Schlesischen Parlaments wurde gerade in diesen Kommissionen geleistet. Von den 21 Kommissionen waren die ganze Zeit hindurch nur 9 tätig gewesen und zwar waren dies die Agrar-, die Budget-, die Wohnungs-, die Petitions-, die Rechts-, die Geschäftsordnungs-, die Sozial-, die Schul- und die Flüchtlings- und Aufständischen-Kommission. Während der ganzen Zeitdauer des Schlesischen Sejm wurden 610 verschiedene Anträge und darunter 139 Dringlichkeitsanträge eingebracht. Davon entfallen auf die Regierung 40, darunter 2 Dringlichkeitsanträge, auf den Wojewodschaftsrat 237, darunter 4 Dringlichkeitsanträge. Die einzelnen Sejmklubs brachten Anträge ein wie folgt: Der Korfantyklub 93, darunter 32 Dringlichkeitsanträge, der N. P. R.-Klub 49, darunter 18 Dringlichkeitsanträge, der P. P. S.-Klub 63, darunter 39 Dringlichkeitsanträge, der Deutsche Klub 35, darunter 16 Dringlichkeitsanträge, der Janicki-Klub 10, darunter 4 Dringlichkeitsanträge und die Biniszkiewiczianer 1 Antrag. Nebst diesen haben mehrere Sejmklubs gemeinsam Anträge eingebracht und zwar alle Klubs zusammen 9 Anträge, darunter 2 Dringlichkeitsanträge, dann der Korfantyklub, die N. P. R. und der Deutsche Klub 1 Antrag, der sich bekanntlich gegen die Uebergriffe der Aufständischen richtete und zur Bildung der Siebener-Kommission führte. Alle polnischen Klubs zusammen brachten 4 Anträge ein, die P. P. S. und N. P. R. zusammen 5 Anträge.

Die einzelnen Kommissionen brachten die Anträge ein wie folgt: Die Sozialkommission 20, darunter 4 Dringlichkeitsanträge, die Budgetkommission 19, darunter 4 Dringlichkeitsanträge, die Schulkommission 6, darunter 1 Dringlichkeitsantrag, die Rechtskommission 1 Antrag, die Approvisionierungskomm. 1 Antrag, die Petitionskommission 1 Antrag, die Baukommission 4 Anträge. Alle Sejmkommissionen haben insgesamt dem Plenum 443 Berichte vorgelegt. Diese verteilen sich auf die einzelnen Kommissionen wie folgt: Budgetkommission 147, Sozialkommission 51, Rechtskommission 117, Schulkommission 20, Geschäftsordnungskommission 44, Agrarkommission 14, Petitionskommission 2, Ernährungskommission 5, Wohnungskommission 11, die Wahlüberprüfungskommission 1, Untersuchungskommission 1, die Siebener-Kommission 5, die Legislativkommission 1, Spezialkommission 3 und 21 Referate von Gemischten Kommissionen.

Der Schlesische Sejm hat insgesamt 313 Gesetze beschlossen und zwar im Jahre 1922 40, im Jahre 1923 121, im Jahre 1924 47, im Jahre 1925 29, im Jahre 1926 27, im Jahre 1927 23, im Jahre 1928 23 und im Jahre 1929 3 Gesetze. Daß in den ersten Jahren so viele Gesetze angenommen wurden, ist damit zu erklären, daß mehrere Jahre hindurch die Gesetzgebung stockte und nach der Uebernahme Ost-Oberschlesiens eine Reihe von Gesetzen notwendig waren. Außerdem hat der Schlesische Sejm an die Regierung, den Wojewoden und Wojewodschaftsrat 358 Resolutionen beschlossen. 60 Anträge wurden abgelehnt bezw. zurückgezogen und 40 Anträge blieben infolge Sejmauflösung unerledigt. Das sind also die Gesamtarbeiten des Schlesischen Sejm, die nicht immer nach außen hin erscheinen, weil sie zumeist in den Kommissionen geleistet wurden.

Theater und Musik

„Parsifal".

Von Richard Wagner.

Bühnenweihfestspiel in drei Aufzügen.

Parsifal ist der künstlerische Ausdruck der Wagnerschen Regenerationslehre. Mit ihm weihte er die Bühne zur Künderin höchster ethischer Ziele. Erst am Ende seines Lebensabend, obwohl er die Parsifalsage schon in seiner Jugend kennen lernte, gestaltete er sie künstlerisch. Als zweites Bayreuther Festspiel fand das Werk seine Uraufführung im Jahre 1852. Allerdings für die breite Oeffentlichkeit war dieser Schwanengesang Wagners nicht bestimmt, nur ausschließlich für das Bayreuther Festspielhaus. Doch mit Ablauf der Schutzfrist, im Jahre 1914, wurde der „Parsifal" auch der Allgemeinheit zugänglich. — Den Mittelpunkt des Parsifal-Dramas bildet die Leidensgestalt des Amfortas. Er, der Gralskönig, frevelte gegen die heiligen Gesetze des Grals, da er sündiger Liebe fröhnte. Der dem Gral feindliche Klingsor, Fürst eines zauberischen Reiches, erhält dadurch Macht über den Sündigen, entreißt ihm den heiligen Gralsspeer und bringt dem Fliehenden eine schwere Wunde bei. An ihr siecht Amfortas nun hin, und schwer lastet des Königs Sünde auf dem ganzen Gralsreich. Dem Verzweifelnden ist aber die Verheißung der Erlösung geworden; „durch Mitleid wissend der reine Tor, harre sein, den ich erkor". Als solch „reiner Tor" kommt der junge Parsifal auf seinen Wanderfahrten in die Gralsburg. Wohl ergreift ihn das Leiden des siechen Königs, aber in dumpfer Torheit vermag er sein Wesen und die Wunder des Gralsreich nicht zu erfassen. So muß er wieder weiterziehen und gerät dabei in die Netze Klingsors. Dieser will durch Kundry, seine Dienerin, der Amfortas einst erlag, nun auch den jungen Toren zu Fall zu bringen. Allein bei des Weibes Verführungskünsten tagt es plötzlich in Parsifals Busen: jetzt versteht er die Schuld und das Leiden des Amfortas, jetzt ist er „durch Mitleid wissend" geworden. Mit Heftigkeit reißt er sich von Kundry los; vor ihm, dem Reingebliebenen, muß Klingsors Macht weichen, er gewinnt den heiligen Speer zurück und stürzt durch seine Wunderkraft das Reich des trügerischen Zauberers in Trümmer. Aber durch Kundrys Flucht findet er den Weg zur Gralsburg, der er das errettete Heiligtum wieder zuführen will, nicht mehr. Unter harten Mühen und Kämpfen irrt er umher, bis am heiligen Karfreitag sich der Zauberbann löst. Als Retter kehrt er nun in die Gralsburg, wo die Not aufs höchste gestiegen ist, zurück. Vom heiligen Speer berührt, schließt sich Amfortas Wunde: an Stelle des Genesenden und Entsühnten übernimmt Parsifal das Amt des Gralskönigs, das Heiligtum ist aus schuldbefleckten Händen erlöst.

Parsifal ist also eine Verkörperung des christlichen Erlösungsgedanken und ein Versuch gewesen, den Schopenhauerschen Pessimusmus zu überwinden.

* * *

Das heutige Theaterpublikum liebt heute Wagner im allgemeinen nicht. Vielleicht wohl deshalb, weil der Grundton seiner Werke schon zu sehr Allgemeinheit geworden ist. Und doch begrüßen wir es sehr dankbar, daß uns noch am Ende der Saison die Theaterleitung den Parsival in fast völlig neuem Gewande, dekorativ natürlich, vorsetzte. Die gestrige Aufführung stand hinsichtlich der Darstellung, ebenso wie in technischer Hinsicht auf einer Höhe, wie wir es kaum erwarteten. Was letzteres anbetrifft, so wollen wir zugeben, daß man die Schwierigkeiten, die die Kattowitzer Bühne für eine Parsival-Aufführung bietet, trefflich überwunden hat, was Herrn Paul Schlenker zu verdanken ist. Die Dekorationen waren prächtig, boten ein stimmungsvoll-fesselndes Bild. Von den Hauptdarstellern seien nur erwähnt: Fritz Tellheim als Parsival, anfänglich etwas stimmlich verhalten, aber von Szene zu Szene wurde er wärmer und bot schließlich im gesamten eine hervorragende Leistung. Auch Wolfgang Ritz gab einen vortrefflichen Amfortas, der besonders in der Schlußszene zur Geltung kam. Ergreifend und von packender Wucht war sein „Wer will mich zwingen zu leben? — Die Kundry, kreierte Reina Backhaus. Auch sie, die wir schon Gelegenheit hatten, öfter zu bewundern, spielte überzeugend lebendig, sowie auch Adolf Knörzer als Gurnemanz. Alexander May als Klingsor war etwas zu unsicher und auch nicht stimmlich ganz auf der Höhe. Doch immerhin soll sein Verdienst, sich sonst gut angepaßt zu haben, nicht geschmälert werden. Musik und Chor waren gut. Lobend hervorgehoben sei noch die Szene der Blumenmädchen im Zaubergarten.

Die Vorstellung war ausverkauft. Das Publikum, die Damen vor allem, sehr unruhig und störte sehr, und zum Schluß sehr ungeduldig. Die Mehrzahl wird aber mit einem sehr nachhaltigen Eindruck weggegangen sein.

J. H.

Der Prozeß Korfanty-His-Nowinski abermals vertagt

Nach mehrmaliger Vertagung sollte am gestrigen Freitag vor dem Einzelrichter der Prozeß Wojciech Korfanty gegen die beiden verantwortlichen Redakteure des „Glos Prawdy" und „Kurjer Poranny", Tadeusz His und Stanislaus Nowinski, stattfinden. Es handelt sich bei diesem Prozeß um einen veröffentlichten Vorwurf, der seinerzeit von dem Abg. Szuscik im Sejm gegen Korfanty erhoben wurde, wonach er sich von den Industriellen je 15 Prozent ihrer Gehälter geben ließ, um wirksame Agitation betreiben zu können. Unter den 5 vernommenen Zeugen, welche die in den fraglichen Artikeln gemachten Behauptungen als unwahr bezeichneten, befanden sich u. a. der Generaldirektor der Skarboferm, Ingenieur Kiedron und der Generaldirektor der Hohenlohehütte, Cieczewski. Auf Antrag der Verteidigung der beiden nichterschienenen Privatangeklagten wurde infolge Nichterscheinens 3 wichtiger Zeugen der Prozeß auf Dienstag, den 16. d. Mts., vormittags um 11 Uhr, vertagt.

Abschluß von neuen Tarifverträgen für die Belegschaft der Schlesischen Kleinbahn

Vom Afabund wird uns geschrieben:

Nach langwierigen Verhandlungen, die über ein Jahr lang gedauert haben, ist es den Arbeitnehmerorganisationen gelungen, endlich die Tarifverträge sowohl für das Fahrpersonal als auch für die Werkstattarbeiter zum Abschluß zu bringen. Bekanntlich konnte über mehrere Forderungen der Gewerkschaften, wie z. B. Urlaub, Freie Fahrt, Ueberstunden und dergl. keine direkte Einigung erzielt werden, so daß erst ein Streik der Straßenbahner Anfang Januar d. Js. zuwege brachte, daß nicht nur die Löhne entsprechend erhöht wurden, sondern Zugeständnisse in bezug auf die Manteltarifverträge gemacht werden mußten. Die Vertragsparteien haben sich nunmehr über alle Punkte geeinigt, so daß die Verhandlungen endlich abgeschlossen werden konnten. Die Tarifverträge sind gestern sowohl von der Direktion der Slonsko-Dombrowskie Kolejowe Towarzystwo Eksploatacyjne Sp. z o. p. als auch von folgenden Organisationen: Polnische Berufsvereinigung, Polnischer Zentralverband (Rubin), Deutscher Metallarbeiterverband sowie dem Allgemeinen Freien Angestelltenbund (Afabund) Polnisch-Oberschlesiens, der am Tarifvertrag 1 für das Fahrpersonal beteiligt ist, unterzeichnet worden. Damit ist dem tariflosen Zustand bei der Schlesischen Kleinbahn ein Ende bereitet worden, so daß wir bei diesem Unternehmen wieder mit geregelten Arbeitsverhältnissen zu tun haben. Bemerkenswert ist, daß die Tarifverträge nur den Mitgliedern der vertragschließenden Organisationen Rechtsansprüche gewährleisten.

Die Stadt Königshütte zum Kasernenbau

Eines der heikelsten Kapitel bildete schon seit langem der Bau von Kasernen, und es sind bestimmt allen unseren Lesern die Verhandlungen bekannt, die zwischen der Stadt Königshütte und der Militärverwaltung gepflogen wurden, über die wir hinreichend berichtet haben. Man sollte nun annehmen, daß hierüber endgültig die Akten geschlossen sind, daß mit dem Bau begonnen wird und so die Schulen ihrem ursprünglichen Zweck zurückgegeben werden. Leider ist diese Angelegenheit noch nicht in dem Stadium. Geraume Zeit nahm die Auffindung geeigneten Baugeländes in Anspruch, doch nachdem es endlich vorhanden scheint, zeigen sich andere Widerstände, die jetzt überwunden werden müssen. So ist nämlich der Platz, auf dem gebaut werden soll, auf dem Ortsteil Nomiarki gefunden worden, der aber nicht zu Königshütte, sondern zu Schwientochlowitz gehört. Diesem Uebel soll gesteuert werden, indem dieses Fleckchen eben zu Königshütte eingemeindet wird und sich so für die Stadt die Verpflichtung ergibt, den Kasernenbau in Angriff zu nehmen. Das lehnt der Magistrat natürlich ab, denn er hat alle Ursache, hiergegen entschieden Front zu machen. Dadurch ergibt sich nämlich die Aufgabe einer Anleihe von 10 Millionen Zloty eigens zum Zwecke des Baus aufzunehmen, für diese zu bürgen, um auf der anderen Seite nicht den geringsten Vorteil zu haben. Von selbst versteht es sich, daß nach der Errichtung die Gewinne davon der Schwientochlowitzer Gemeinde zufallen, da nicht anzunehmen ist, daß das Militär sowohl wie der gesamte sich ergebende Verkehr etwa die weitere Strecke nach unserer Stadt ergießen würde. Der Nachteil ist es, den auch der Magistrat eingesehen hat. und es vorzieht, unter den Umständen auf die Eingemeindung von Nomiarki zu verzichten.

Nachdem also die Verhältnisse in der Form liegen, darf man gespannt sein, welche Wendung sie letzten Endes nehmen. Wir als Sozialisten sind der Ansicht: wenn schon unbedingt das Militär am Orte notwendig ist, dann möge man es in den Gebäuden belassen, wo es sich bis dahin befindet, und neue Schulen schaffen, die schon zum Betrage von 1 Million Zloty aufgebaut werden können. Aber ein 10-Millionen-Objekt ohne besondere Garantien in die Hand zu nehmen, und darüber hinaus die schon sehr ramponierten Erschulen zu renovieren, bietet allen Grund dagegen energisch zu protestieren. Selbst für den Fall der Beschaffung einer enormen Anleihe wäre es heiligste Pflicht, das Hauptaugenmerk dem Wohnungsbau zuzuwenden, denn Wohnungen benötigen wir viel eher und dringender als Kasernen.

Kattowitz und Umgebung

Das Heitere oberschlesische Funkquartett in Kattowitz. Dem Verein für volkstümliche Vorträge ist es gelungen, das heitere oberschlesische Funkquartett für ein einmaliges Konzert zu gewinnen. Das Konzert findet am Mittwoch, den 10. April, abends 8 Uhr, im Saale der „Reichshalle" statt. Das Funkquartett singt in der Besetzung: Willi Arlt (früher Kattowitz) 1. Tenor, Roman Bemben, 2. Tenor, Dr. Walter Schön, 1. Baß, August Karmainski, 2. Baß. (Am Klavier: Georg Kluß). Im Programm sind u. a. vorgesehen: „Die musikalische Speisekarte" von Viktor Keldorfer, „Zehn lustige Marterln" und „Die Reklametafel" von Ernst Sompek. Das Konzert verspricht sehr schön und lustig zu werden. Die Eintrittspreise sind sehr niedrig gehalten und betragen 1.00—2.50 Zloty. Vorverkauf in den Buchhandlungen der Kattowitzer Buchdruckerei- und Verlags-A.-G. (Siwinna) und Georg Hirsch, Kattowitz. Mitglieder haben auf Gutschein Nr. 7 eine Ermäßigung von 1.00 Zloty. Es wird empfohlen, sich baldigst mit Karten zu versehen.

Das brennende Post-Motorrad. In dem Benzintank eines Post-Motorrades der Kattowitzer Postdirektion brach plötzlich Feuer aus. Das Feuer wurde nach kurzer Zeit durch die städt. Berufsfeuerwehr gelöscht. Der Brandschaden soll nicht wesentlich sein.

Gewerbegericht und Mietseinigungsamt. Vor dem städtischen Gewerbegericht kamen zur Erledigung: Durch Einigung 6, Kontumazurteil 6, Anerkenntnisurteil 2, endgültiges Urteil 6 und auf andere Weise 14 Streitsachen. 34 Anträge wurden zurückgestellt und 44 Eingänge als Neueingänge verzeichnet. Im Monat März wurden 4 Sitzungen abgehalten. — Im Auftrage des Mietseinigungsamtes, welches 6 Sitzungen abhielt, wurden 25 Streitsachen durch Urteil, 1 Streitsache durch erfolgte Einigung, 2 Anträge durch Zurückziehung erledigt. Eingelaufen sind bei diesem Amt 47 Streitsachen.

Königshütte und Umgebung

Ein Schritt zur Sozialisierung.

Vor noch nicht allzulanger Zeit berichteten wir von dem Plan der Stadt Königshütte zwecks Gründung einer Autobuslinie. Dieser Gedanke hat bei einer Reihe von umliegenden Orten lebhaften Widerhall gefunden, so daß man ihrerseits zu dem Schluß kam, besagtes Projekt weiter auszudehnen, um auf solche Weise den Verkehr erheblich zu fördern. So hat sich dem mit angeschlossen die Stadt Kattowitz, für die Ausdehnung auf den Stadt- und Landkreis, und Schwientochlowitz. Mit beiden Anträgen hat sich der hiesige Magistrat beschäftigt und sie genehmigt. Es ist dies umso erfreulicher, als man sich von vornherein darüber einig geworden ist, daß die neue Einrichtung nicht dem Geschäft, sondern in erster Hinsicht der Hebung des Verkehrs dienen soll. Demgemäß ist die Gründung einer Aktien-Gesellschaft in Aussicht genommen, der der gesamte Betrieb obliegt. Freilich wird die Aufnahme des Verkehrs noch eine Zeit auf sich warten lassen, doch begrüßenswert ist es, wenn man endlich dazu übergeht, diese, der Allgemeinheit dienenden, Einrichtungen in Regie der Gemeinden zu übernehmen und so alle heut existierenden Privatgesellschaften auszuschalten. Hierzu wäre zu empfehlen gleich ganze Arbeit zu leisten und Orte wie Chorzow, Scharley, Birkenhain usw. mit aufzunehmen, um auch den Leuten dieser Gegenden den Weg zur Stadt zu erleichtern. Vielleicht berücksichtigt der Magistrat noch den Wunsch.

Einer nach dem andern.

Oberschlesier in höheren staatlichen Stellungen in unserer Wojewodschaft gibt es nicht mehr viele. Einer nach dem andern mußte der fortwährenden Invasion jenseits der Przemsa weichen, und diejenigen wenigen Oberschlesier, die noch irgendwo ein Amt bekleiden, haben wahrhaftig nichts zu lachen.

Wie wir erfahren, ist jetzt auch gegen Dr. Gawlik von der Versicherungsanstalt Königshütte seitens des Dr. Gunia ein Disziplinarverfahren eingeleitet worden, gleichzeitig ist Dr. Gawlik vorläufig seines Amtes enthoben worden. Die Ursache dazu war ein Schreiben des Dr. G., in dem es heißt, daß die Oberschlesier im Versicherungsamt bekämpft und dieses mit Kleinpolen überflutet werde. Auf Grund dieses Schreibens ging Dr. Gunia gegen Dr. Gawlik bei der Wojewodschaft vor, jedoch ohne Erfolg anfänglich. Aber trotzdem hat Dr. Gunia sein Ziel erreicht.

Wir sind nicht der Ansicht, daß alle Oberschlesier, die vor Jahren in höhere Aemter berufen worden sind, sich alle dorthin auch eigneten. Aber die große Mehrheit wußte sehr wohl ihre Pflichten zu erfüllen und war sogar noch besser als diese Halbintelligenz, die uns überflutete. Wer eben keine Qualifikation hat, muß gehen. Das ist überall so, jedoch spielt hier bei uns in den seltensten Fällen die Qualifikation eine Rolle, sondern hauptsächlich der Umstand, ist man Oberschlesier oder nicht. Und wenn Dr. Gawlik sich beklagte, daß die Oberschlesier in der Versicherungsanstalt bekämpft werden, diese mit Galiäern überflutet wird, so wird er schon seine Gründe haben. Es ist übrigens gut, daß ein solcher Fall wieder an die Oeffentlichkeit kommt. Man wird sich daher mit der Versicherungsanstalt etwas näher befassen. Dort sitzen im Vorstand zwar auch Arbeitnehmer, aber ob sie noch leben, weiß man nicht. Sonst schlafen sie jedenfalls.

Verschieden. Am gestrigen Freitag früh verstarb unsere langjährige Parteigenossin Huberta Cyrus im 48. Lebensjahre. Ihre Beerdigung findet am Dienstag, den 9. April, nachmittags 3 Uhr, vom städtischen Krankenhaus aus statt. Wir ersuchen die Parteimitglieder, sich soweit wie möglich, am Begräbnis zu beteiligen.

Arbeitslosenstatistik. Laut Bericht des Arbeitsnachweises haben sich in der Woche vom 28. März bis 3. April 114 Personen arbeitslos gemeldet, während 84 in Arbeit vermittelt werden konnten. Insgesamt beträgt die Zahl der Arbeitslosen in unserer Stadt 1588, von denen 1161 Männer und 427 Frauen sind.

Pferdemarkt. Der nächste Pferdemarkt findet am Donnerstag, den 18. April auf dem Platz an der Kattowitzerstraße statt. Gehandelt wird in der Zeit von 8 bis 12 Uhr vormittags.

Aus der letzten Magistratssitzung. In seiner Donnerstagsitzung befaßte sich der Magistrat eingehend mit dem Bauprojekt der Schule 14. Es sieht vor die Errichtung eines modernen, der Jetzzeit entsprechenden Schulgebäudes, das statt, wie früher, 16, 20 Klassenräume enthalten soll. Letztere an sich werden in bezug auf Hygiene wesentlich luftiger und bedeutend besser beleuchtet sein. Angesichts des Besuches der Schule von Knaben und Mädchen, wird diese zwei Kanzleien und zwei Spielsäle aufzuweisen haben, ferner eine Wirtschaftsschule, eine Küche für Kinderernährung, eine geräumige Badeanstalt und eine Turnhalle in den Ausmaßen von 10 mal 15 Metern. Dazu kommt noch die Wohnung für den Schuldiener. Nach diesen gefaßten Plänen sollen die Zeichnungen angefertigt und dann die Ausführungen begonnen werden. (Ob die Schule 2 die Fertigstellung noch erlebt? Die soll nämlich erst dann abgerissen werden.) Die Durchführung der Kanalisationsarbeiten ist der Firma Silow übergeben. Einmalige Subventionen wurden in Höhe von je 100 Zloty bewilligt; einer Vereinigung zur Schaffung eines Denkmals in Lupery als Ehrung für den Dichter Lampa, dann dem Cäcilienchor von Hedwig sowie dem Gesangverein „Lutnia". Den städtischen Arbeitern ist ab 1. April eine Erhöhung der Löhne um 10 Prozent zugebilligt worden. Von dem seinerzeit für Hausbesitzern zur Reparatur von Frostschäden, zur zinslosen Kapitalanleihe bereitgestellten Betrage machten vier Hauswirte Gebrauch, denen insgesamt 2750 Zloty als Darlehn zuerkannt wurden. Ebenfalls Annahme fand ein Projekt zur Regulierung der Schlachthofstraße.

Myslowitz

Freitod eines 17jährigen. Vorgestern abends gegen 9 Uhr wurden von Straßenpassanten Revolverschüsse in der Richtung Janow vernommen, die aber niemand weiter beachtete. Gestern vormittags wurde auf dem Felde am neuen kath. Friedhof in Myslowitz die Leiche des jungen, 17jährigen Lehrlings der Druckerei „Vita" in Kattowitz, Heinrich Dlugajczyk aus Myslowitz, aufgefunden. Die rechte Schläfe des jungen Mannes war von einer Revolverkugel durchbohrt. Den Revolver hielt die Leiche krampfhaft umspannt. Die erschrockenen Arbeiter meldeten ihren Fund der Myslowitzer Polizei, welche sich sofort unter Mitnahme eines Sanitätsautos an die Mordstelle begab. Nach Aufnahme des Sachverhalts wurde die Leiche in die Leichenhalle des Städt. Krankenhauses geschafft.

Pleß und Umgebung

An alle Vorstände des Kreises Pleß der freien Gewerkschaften C. Z. Z. Polski, D. S. A. P. u. P. P. S.

Der Vorbereitungsausschuß zur Maifeier beruft für Sonntag, den 14. April 1929, nachmittags 2 Uhr, nach Nikolai, Lokal Gasthaus Kurpas, Sohrauerstraße, alle engeren Vorstände des Kreises Pleß, der freien Gewerkschaften, C. Z. Z. Polski, D. S. A. P. und der P. P. S. zu einer gemeinsamen Sitzung zwecks Festsetzung des Programms für den 1. Mai.

Am Altar

Roman von E. Werner.

61)

„Sie überlebte den doppelten Schlag nicht lange. Das Kind wurde von dem Vater in Anspruch genommen. Er hatte diesem zwar alles geraubt, worauf ihm die Geburt ein heiliges Recht gegeben; aber ihm ließ man nichtsdestoweniger das Recht, den Knaben seiner Heimat und dem Glauben, in dem er auf Wunsch der Mutter getauft war, zu entreißen, um ihn den Händen seines Bruders zu übergeben und endlich ins Kloster zu stecken. Die Kirche forderte wohl diese Sühne und die „Priesterweihe" sollte den letzten des „Ketzerblutes" tilgen, das es gewagt hatte, sich mit dem Rhaneckschen zu mischen."

„Sie sollen dies Blut kennenlernen! Noch eins — was Sie mir sagten, ist nicht nur gehört, sondern verbürgt?"

„Ich stehe für jedes Wort ein, das ich gesprochen, — wenn es sein muß, mit meinem Schwur." —

„So haben Sie Dank für Ihre Mitteilung. Mein Entschluß war vorher gefaßt, aber Sie nehmen ihm das Schwerste. Das Gefühl der Dankbarkeit machte mich immer noch feig den beiden gegenüber; jetzt weiß ich, daß der Haß recht behalten hat, der sich immer und immer in mir gegen sie aufbäumte, weiß, wer hier zu richten hat — ich gehe zum Prälaten."

*

Im Stifte sollte das feierliche Totenamt für den jungen Grafen Rhaneck gehalten werden. Der Rang und Name des Verstorbenen und die Umstände seines Todes erhoben diese Feier zu einer außergewöhnlichen, die selbstverständlich all den kirchlichen Pomp und Glanz beanspruchte, den ihr düsterer Charakter nur gestattete. Der ganze Adel der Umgegend erschien, um den Eltern seine Teilnahme zu beweisen, aber auch die sämtlichen Dorfschaften, welche unter der Herrschaft des Stiftes oder des Schlosses Rhaneck standen, hatten ihre Bewohner gesandt, es galt ja dem Neffen des Prälaten und dem Sohne des Majoratsherrn. Die Landleute drängten sich in dem Klosterhofe, um zu sehen, wie der Prälat an der Spitze seiner Geistlichkeit und begleitet von dem Adel und den Beamten der Umgegend sich in die Kirche begeben werde. Die Gräfin Rhaneck hatte den ersten furchtbaren Schlag einigermaßen überwunden, aber ihr Zustand gestattete ihr noch immer nicht, einer so aufregenden Feier beizuwohnen, der Graf dagegen war erschienen und hatte sich bis zum Beginn derselben in die Gemächer seines Bruders zurückgezogen.

Seine Uniform trug heute die Abzeichen tiefer Trauer und wer ihn so sah, wie er im Armsessel saß, den Kopf in die Hand gestützt, das Auge düster vor sich hinstarrend, der hätte in ihm kaum den noch immer schönen, lebenskräftigen Mann wiedererkannt, die wenigen Tage hatten ihm etwas Greisenhaftes gegeben. Der Prälat, der kalt, selbstbewußt und energisch wie immer neben ihm stand, erschien heute als der jüngere von den beiden. „Quäle dich und mich doch nicht mit solchen Sorgen, Ottfried!" sagte er nachdrücklich. „Die Beweise gegen Günther sind nicht erschöpfend genug, um ihm ernsthaft etwas anzuhaben. Wir können ruhig der Untersuchung zusehen, im schlimmsten Falle bleibt es uns immer noch, unseren Einfluß geltend zu machen, um das Aeußerste zu verhüten."

Rhanecks Antlitz hellte sich nicht auf, trotz dieses Zuredens. — „Du hast ihn schon einmal vergebens geltend gemacht, als es sich darum handelte, die Untersuchung überhaupt zu verhindern, es gelang dir nicht." — —

Der Prälat zog die Stirn in Falten. „Dieser neue Landrichter ist eine höchst unbequeme Persönlichkeit, die erste dieser Art, die man uns nach E. schickte; ich werde sorgen, daß er nicht allzulange dort bleibt. Aber ich wiederhole es dir, diese Kette von Zufälligkeiten war genug, Günther zu verhaften, nicht ihn zu verurteilen, dazu gehören andere Beweise, man wird ihn wegen Mangels an Beweisen freisprechen müssen."

„Und damit einen ewigen Makel auf seine Ehre werfen."

„Willst du es unternehmen, ihn davon zu reinigen, so tue es!" — sagte der Prälat scharf.

Der Graf machte eine abwehrende Bewegung und wandte sich nach dem Fenster, seine Augen schweiften teilnahmslos über die Landschaft draußen, aber man sah es, seine Gedanken waren ganz wo anders. Der Prälat schwieg, doch ein leiser Ausdruck von Befriedigung lag in seinem Blick; ihm war es vielleicht nicht unlieb, daß die Untersuchung gerade diese Wendung genommen; wurde damit doch der Feind unschädlich gemacht, der mit seinen Neuerungen und seiner Autorität die ganze Gegend bedrohte. Was galt ihm die bedrohte Freiheit und Ehre dieses Mannes! Er war künftig machtlos dem Volke gegenüber, wenn ein solcher Flecken an seinem Namen haften blieb.

„Hast du — hast du die Maßregeln ausgeführt, von denen du mir schriebst?" fragte der Graf plötzlich. Die Frage kam bebend und leise von seinen Lippen, und er wandte sich dabei nicht um, um dem Auge des Bruders nicht begegnen zu müssen.

„Ich habe!" erwiderte dieser ruhig. „Das Hochgebirge war seit drei Tagen abgeschnitten von uns, erst seit gestern sind die Wege wieder passierbar, ich habe das sofort benutzt, um einen Boten hinaufzusenden. Er bringt Benedikt meinen Befehl, N. unverzüglich zu verlassen und nach dem Kloster abzureisen, das ich ihm bezeichnete. Der Bote muß ihn gestern noch erreicht haben, und jetzt ist er jedenfalls schon auf dem Wege nach seinem neuen Bestimmungsorte."

„Und nach welchem Kloster hast du ihn gesandt?" Es klang durch die Frage wieder etwas von der früheren Angst hindurch.

„Ottfried, die Angelegenheit liegt in meinen Händen," sagte der Prälat kalt, „laß sie mich auch allein zu Ende führen. Es handelte sich jetzt nur darum, Benedikt fernzuhalten und zu verhindern, daß man ihn zu einem Zeugnisse beruft, ich werde es verhindern — wegen des weiteren frage mich nicht."

Mit einem schweren Seufzer ließ sich der Graf wieder nieder. Sein Bruder hatte richtig gerechnet, er ließ den einst so leidenschaftlich verteidigten Schützling widerstandslos in seinen Händen — der Schlag hatte zu hart getroffen.

Die Tür ward leise geöffnet, und der Kammerdiener erschien in derselben. — „Ist es schon Zeit für die Kirche?" — fragte der Prälat, sich umblickend.

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Schwarz und Weiß

Filmnovelle von Frank Marschauer.

Der beste Filmstoff, den Sie sich vorstellen können, sagte Freund Harry im Cafee. Dabei ein authentischer Originalbericht, aber das kann Ihnen ja im Grunde ganz gleichgültig sein.

Also denken Sie sich die soweit glückliche Ehe der Misses Pierson, die Sie kennen. Sie war ja vor zwei Jahren für einige Monate in Deutschland. Sie wissen, daß ich mit ihr und ihrem Mann befreundet bin und während meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten oft mit den beiden zusammen war. Sie haben ein entzückendes Kind, jetzt sechs Jahre alt, ein blonder Engel, süß und ein ganz klein wenig keß. Notieren Sie dies bitte für Ihren Film. Gut. Also da erschien ab und zu bei den Piersons eine Schwarze. Früheres Kinderfräulein des Engels, erzählte man mir, aber dabei ist ja nichts Besonderes. Aber wie diese Frau das weiße Kind liebte — das war merkwürdig. Dahinter steckte anscheinend etwas ganz anderes als Kinderfräuleinanhänglichkeit. Sie wich nicht einen Moment während der Dauer ihres Besuches von der Seite des Kindes. Ich versichere Ihnen, sie blickte überhaupt kaum einen anderen Menschen an. Man hatte den Eindruck, daß dann jeder Moment für sie von unschätzbarer Kostbarkeit war. Und das Kind schien diese Empfindung zu erwidern. Daß die Mutter von solchen Besuchen nicht restlos begeistert war, können Sie sich wohl denken. Dennoch hinderte sie irgendeine Rücksicht, die mir damals unbekannt war, das Kommen der Schwarzen zu verhindern. Oft entfernte sie sich, wenn jene anwesend war, aus dem Zimmer und blieb den Nachmittag über unsichtbar. Wenn sie dann wieder erschien, hatte sie oft Spuren von Tränen in ihrem sorgsam gepflegten Angesicht, die offensichtlich auch mit großer Kunst nicht zu beseitigen waren. Dabei verstehen die Amerikanerinnen doch wirklich die — na sagen wir — Schönheitspflege.

Einmal jedoch kam es zu einem furchtbaren Auftritt zwischen den beiden. Was da eigentlich vorging, weiß ich nicht. Ich hörte nur ihre Stimmen, beide sehr laut und kreischend, und taktvoll, wie ich meistenteils bin, entfernte ich mich schleunigst aus der Wohnung. Als ich am nächsten Tag Mr. Pierson danach befragte, stellte er sich unwissend. Es war nichts aus ihm herauszubekommen. Dies alles, merken Sie auf, ist der letzte Akt des Dramas, das happy end, das ich Ihnen hier zuerst erzähle.

Nun stellen Sie sich vor, daß ich plötzlich, in diesen Tagen, hier im Cafeehaus sitze und plötzlich wen sehe? Diese gleiche schwarze Frau, von der ich eben erzähle. Sie heißt übrigens Watts, wurde stets Mammi Watts genannt. Natürlich glaubte ich zuerst an eine Verwechslung. Schließlich — so klein ist doch die Erde nicht. Aber doch — ich hatte mich nicht getäuscht. Ich ging auf sie zu, begrüßte sie — ein Augenblick des Zauderns, dann erkannte sie mich. Wie kam sie hierher? Als Garderobiere einer Negertänzerin, die gerade Europa bereiste.

Ich fragte sie nach der Familie Pierson und vor allem nach dem Kind. Glauben Sie, daß Neger bleich werden können? — Also ich versichere Ihnen, sie wurde aschfahl, das werden Sie übrigens in Ihrem Film nicht verwenden können. Die Technik ist in dieser Hinsicht noch durchaus rückständig.

Und gleich darauf heulte sie los — mitten im Cafee! Um Gottes willen, fragte ich, ist dem Engel etwas passiert? Nein, es lebt, ist vergnügt und gesund. Notieren Sie: Gartenszene mit Kinderglück, blonder Wuschelkopf, Elternseligkeit.

Das ist mein Kind, sagte die Negerin plötzlich. Mein Kind — — — und sie fing wiederum an, zu heulen. Sie müßten sich beruhigen, sagte ich energisch. Ich bringe Sie in Ihr Hotel. — Was dann geschah. Und dort erzählte sie mir die ganze Affäre. Ueberblenden, Zeit der Handlung: drei Jahre früher.

Die Schwarze sprach und weinte, ich versichere Ihnen, nicht weniger als fünf Stunden ununterbrochen hintereinander. Es tat ihr offenbar gut, sich einmal hemmungslos aussprechen zu können. Na, historisch in der Reihenfolge war ja die Erzählung nicht. Aber ich will Ihnen etwas zu Hilfe kommen, und die Sache gleich etwas geordnet darstellen.

Mammi Watts war nämlich einige Jahre lang die Mutter des Kindes gewesen, und eigentlich hatte sie ein Recht darauf, es noch heute zu sein — zwar nicht das Recht der Natur, wohl aber das der Gerechtigkeit. Denn ihre Mutterschaft begann so, daß eines Tages bei ihr, vor etwa sechs Jahren, eine Hebamme zweifelhafter Sorte erschien, und ihr ein Paket überreichte zugleich mit dem Angebot einer beträchtlichen Geldsumme, wenn der Inhalt des Pakets für immer verschwinden würde. Diese Person wohnte in der Nebenstraße, Mammi Watts kannte sie flüchtig, hatte gelegentlich soviel mit ihr gesprochen, daß jene über ihre Gutmütigkeit Bescheid wußte. Na, und als das Paket aufgepackt wurde, da erschien der kleine, halbsteife Körper eines neugeborenen Kindchens, das offenbar verschwinden sollte. Sie können sich denken, was die gute, alte, schwarze Person tat — erst einmal feststellen, ob das Geschöpfchen wirklich tot war. Nein, es lebte noch schwach. Es schrie sogar ab und zu. Nun war Mammi Watts mit einem Weißen kinderlos verheiratet. Mit einiger Geschicklichkeit konnte das Kind als ihr eigenes ausgegeben werden. Wie die Alte erzählte, daß sie das Kind gewissermaßen neu geboren hatte — sie wärmte es an ihrem Busen, bis es wieder richtig atmete — ich versichere Ihnen, ich hätte beinahe auch geheult. Jedenfalls, das Kind kam zu sich, wurde gesund, wuchs im Hause Watts auf als das eigene.

Bis eines Tages einer wachsamen Wohlfahrtspflegerin, die den Bezirk kontrollierte, auffiel, daß in dem Negerviertel ein ganz weißes Kind spielte, kein Mischling, und von einer Schwarzen als Mutter betreut wurde. Worauf man die arme Alte vor sämtliche staatlichen Instanzen schleppte, die für diesen Fall parat sind, und die ganze Affäre drei Jahre, nachdem sie begonnen, wieder aufrollte. Mit dem Effekt, daß die Schlauheit der Behörden natürlich triumphierte: sie mußte zugeben, daß dies nicht ihr Kind sei. Schließlich fand man den Faden bis zu der schnöden Hebamme, aber wer war nun wirklich die Mutter?

Die Spuren wurden weiter verfolgt. Die Hebamme hatte in dem dunklen Viertel zwei Zimmer, wo sie Frauen während der Zeit der Entbindung unterbrachte. Sie arbeitete dabei zusammen mit einem heruntergekommenen Arzt, der ebenfalls ausgetrieben wurde. Aber auch auf der Folter hätten die beiden höchstens aussagen können, wie die Mutter aussah, nicht wie sie hieß. Doch — sie hatte einen Namen angegeben, aber der war natürlich falsch. Schließlich aber erinnerten sie sich, an irgendeinem Wäschestück den Namen „Pierson“ gelesen zu haben. Man nahm das Kindchen nun erst einmal der Alten weg — die Szenen, die es dabei gab, können Sie sich selber ausmalen. Die Frau hätte tatsächlich den Beamten, der es am Ende erzwang, beinahe umgebracht; und daß sie sich nicht aus dem Fenster stürzte vor Schmerz, das, sagte sie, sei ihrem Mann noch heute unverständlich. Ihre Rettung scheint damals nur der Initiative eines jungen schwarzen Studenten der Medizin zu danken gewesen sein, der im Hause verkehrte. Er tat, was er nicht durfte, und was doch in diesem Falle so segensreich war: er legte sie unter Morphium, bis sie sich wenigstens einigermaßen beruhigt hatte.

Nun kommt etwas Groteskes, aber wahr wie die ganze Affäre: man suchte durch Zeitungsinserate nach der Mutter, die natürlich ihr Kind längst tot wähnte. Und man fand sie, vielmehr sie bekam das Inserat mit dem Bild des Kindes und den Geburtsdaten in die Hände, hatte den Mut, sich zu melden, konnte glaubwürdig ihre Mutterschaft nachweisen — und bekam das von ihr zum Tode verurteilte Wesen als Kind zuerteilt, hat es noch heute. Warum hatte sie das getan?

Ich entnahm es aus den Erzählungen der Mammi Waats. Sie war aus einer Familie, deren strengste puritanische Ehrbegriffe besonders von ihrem Vater aufrecht erhalten wurden. Und das Kind war die Frucht einer flüchtigen Verbindung mit einem geliebten Mann, mit dem sie indes nicht durch die Bande der Ehe verbunden war... Pierson war ihr von den Eltern als Mann bestimmt. Sie hatte ihn bald darauf geheiratet — und er hatte dann die Großzügigkeit, ihr wiedergefundenes Kind, dessen wahrer Vater verschollen war, zu adoptieren. Und als sie es zur Welt brachte, da hatte sie dem Arzt mit halben Worten nahe gelegt, es verschwinden zu lassen. Es verschwand auch, aber nur auf kurze Zeit, das Schicksal hatte es zum Leben bestimmt, zum Wiederleben aus einem halbsteifen, schon blau gewordenen kleinen Körper... — So jetzt haben Sie Stoff genug für Ihren Film. Weitere Einzelheiten können Sie von mir, soweit ich Bescheid weiß, gern erfahren. Arbeiten Sie fleißig, so sprach mein Freund Harry, und ich hatte Mühe, mich aus jener Welt ungeheuerlicher Geschehnisse in die Gegenwart des Berliner Cafees zurückzufinden.



Pommersches Herzogsschloß wird Heimatmuseum

Das alte Schloß der ostpommerschen Herzöge in Rügenwalde (Kreis Schlawe), ein hervorragendes Denkmal mittelalterlicher Wehrbaukunst, wurde vom preußischen Finanzfiskus dem Kreis Schlawe übereignet, der das Schloß zu einem großen pommerschen Heimatmuseum umgestalten will.

Eine Szene nach der Natur

Von Sigismund v. Radecki.

Es hat sich einmal im Leben eine prachtvolle Szene abgespielt, so spannend und überraschend, wie nur je eine auf der Bühne. Ich gebe sie im folgenden Wort für Wort wieder.

Doch zuvor einiges zu ihrem Verständnis.

Ort der Handlung: St. Petersburg, das nordische Palmyra, Venedig mit Eisschollen, die Stadt der Paläste und Kasernen.

Zeit: um 1835, die Zeit der gewaltigsten Macht des russischen Reiches und zugleich des furchtbarsten inneren Polizeidruckes.

Personen des kleinen Dramas: Seine Exzellenz Graf Benkendorf, Minister und allmächtiger Günstling — ein kalter, machtgieriger Philister, ein Pedant der Uniformknöpfe und Achselschnüre. — Seine Exzellenz der Kultusminister Graf Uwaroff, ein Zensurgewaltiger, ein „fleischgewordener Strich über die Erzeugnisse des Geistes“, dazu aber noch ein Heuchler, der mit einer unter Glas bewahrten alten Gänsefeder, die ihm Goethe geschenkt hatte, auf Geistigkeit kokettierte — und überdies noch ein veritabler Lump, der ganz faule Holzgeschäfte getätigt hatte und einmal, bei der Krankheit seines Erbonkels, überaus voreilig von dessen Wohnung Besitz nahm um dann, als der Onkel noch nicht starb, wie ein verregnetes Huhn mit Schande abziehen zu müssen. — Und endlich Alexander Puschkin, Genie von Gottes Gnaden — erstickend in der schwülen Hofatmosphäre und seinem Herzen in epigrammatischen Blitzen Luft machend!

Zuerst ein kleines Vorspiel, die ganze Petersburger Gesellschaft ist in Aufregung, denn es zirkuliert ein bissiges Epigramm auf einen vertrottelten Würdenträger. Dieses anonyme Epigramm wird tuschelnd Puschkin zugeschrieben. Der Kultusminister, Graf Uwaroff trifft Puschkin auf einer Abendgesellschaft und macht ihm öffentlich, mit affektiertem Hochmut, Vorwürfe wegen des Epigramms! — „Mit welchem Recht machen Sie mir hier Vorhaltungen, da Sie doch nicht wissen können, ob das Epigramm wirklich von mir ist?!“ ruft Puschkin außer sich. — „Aber alle sagen es ja...“ — „Viel, was alle sagen! — Doch ich sage Ihnen jetzt: Ich werde auf Sie ein Gedicht machen und es noch dazu mit meinem vollen Namen veröffentlichen!!“

Bei den damaligen Zensur- und Polizeiverhältnissen ein Unterfangen von beispielloser Kühnheit. —

Und tatsächlich: Bald erschien in Moskau ein grausamwitziges Gedicht von Puschkin „Auf die Genesung von Lucullus. Aus dem Lateinischen“, in welchem Uwaroffs trübselige Erbschaftsgeschichte genial durchgepeitscht wurde. In diesem Gedicht versiegelt der Erbe voreilig Keller und Kasten und triumphiert allzu früh mit Freudenausbrüchen wie etwa: „... Nun spiel' ich nicht mehr Kindermädchen bei faulen Rangen hoher Herrn..“ „... Jetzt pfeife ich auf Zucht und Ehre...“ und endlich „... Ha jetzt werd ich stolz: — ich habs nicht nötig mehr zu stehlen — vom Fiskus Holz!.... — Das Gedicht schlug ein wie eine Bombe. Durch alle hohen Sessel ging ein Zittern; — sogar der Kaiser selbst war indigniert. — Puschkin wurde sofort zu Seiner Exzellenz dem allmächtigen Grafen Benkendorff, hinzitiert, der überdies noch sein dienstlicher Vorgesetzter war.

Und nun geht der Vorhang auf und es spielt sich, wie Puschkin einem Freunde erzählt hat, folgende Szene ab:

„Ich trete ein. Mit strenger Miene fordert mich der Graf — nach höflichem Kopfnicken übrigens — auf, vis-a-vis seinem Tische Platz zu nehmen. Das Journal mit meinem aufgeschlagenen Gedicht liegt vor ihm, und er hält es mir solgeich vor Augen mit den Worten: „Herr Puschkin! Ich bin genötigt, Ihnen wegen dieser Ihrer Verse eine peinliche und diffizile Mitteilung zu machen. Obgleich Sie das Ding wohl „Genesung des Lucullus“ und „Uebersetzung aus dem Lateinischen“ genannt haben, so werden Sie doch zugeben, daß wir, und ja auch die ganze russische Gesellschaft, gegenwärtig aufgeklärt genug sind, um zwischen den Zeilen den wahren Sinn, das Ziel und die Absicht des Verfassers herauszulesen!“ — „Bin vollkommen Ihrer Meinung und freue mich über die Entwicklung der Gesellsch...“

„Aber, gestatten Sie,“ unterbrach er mich streng, „ich muß bemerken, daß ein derartiges Produkt Ihres Talentes unwürdig ist, um so mehr, als die von Ihnen verspottete Persönlichkeit einen sehr hohen Rang in der Diensthierarchie einnimmt...“

Jetzt unterbrach ich ihn: „Aber dürfte ich wohl erfahren, wer denn eigentlich diese traurige Figur ist, die Sie in meiner Satire wiedererkannt haben?“ — „Nicht ich habe sie agnosziert, sondern Uwaroff selbst hat sich darin erkannt, bei mir Beschwerde eingebracht und um Rapport beim Kaiser gebeten — ja sogar um genaue Meldung darüber, daß Sie auf einer Gesellschaft ihm ausdrücklich gesagt hätten: Sie würden ein Gedicht auf ihn schreiben und es nicht ableugnen, sondern mit vollem Namen unterzeichnen!“ — „Ich habe es gesagt, und ich denke nicht daran, es abzuleugnen... aber sehen Sie, Exzellenz, gerade diese vorliegenden Verse habe ich durchaus nicht auf Uwaroff geschrieben.“

„Auf wen denn also?“

„Auf Sie!“

Hier fuhr Benkendorf, von der unerwarteten Wendung verblüfft, plötzlich hart an die Stuhllehne zurück, so daß der Sessel vom Tisch abrollte. Er sperrte die Augen weit auf und schrie: „Was — —? auf mich?“ — Ich aber, schon jetzt von der kommenden Lösung entzückt, sprang auf und ging schnell ein paar Schritt auf ihn zu, wobei ich dreimal ausdrücklich bekräftigte: „Auf Sie — auf Sie — auf Sie!!“

Hier nun erhob sich Benkendorf in seiner ganzen Größe als Donnerschleuderer vom Sessel, ergriff das Journal, trat dicht an mich heran, wies bleich, mit wutbebenden Fingern auf verschiedene Zeilen und zischte hervor: „Aber hören Sie mal, Herr Skribent! Was soll das überhaupt heißen!... Irgendein Gauner von Erbe... (lesend):... Nun spiel ich nicht mehr Kindermädchen... — na, das ist noch nichts... (liest weiter): .... jetzt pfeife ich auf Zucht und Ehre... — na, das ist auch nichts... Unsinn... Aber dort, dort ist die furchtbare, die unmögliche Stelle ... (liest): ... jetzt werd ich stolz — ich habs nicht nötig mehr zu stehlen — vom Fiskus Holz!... Ha — was sagen Sie dazu?“

„Ich sage bloß, daß Sie sich in dieser Anzüglichkeit eben nicht erkennen!“ — „Ja, erlauben Sie, habe ich denn vom Fiskus Holz gestohlen?“ — „Also hat Uwaroff es offenbar gestohlen, wenn er einen derartigen Zug auf sich bezieht!!“ —

Jetzt auf einmal hatte Benkendorf meinen Syllogismus endlich kapiert, lächelte wütend und brüllte leise vor sich hin: „Hm! — Tja! Er ist selber dran schuld!...“ — Und ich: „Bitte, genau so rapportieren Sie die Sache auch dem Kaiser! Und im übrigen habe ich die Ehre, mich Eurer Exzellenz zu empfehlen.“

Benkendorf und Uwaroff haben sich an Puschkin gerächt. Die beiden wußten von Puschkins Duell, wo er die tödliche Kugel empfangen sollte — und sandten die Gendarmen, welche es verhindern mußten, absichtlich auf eine falsche Fährte.

Die Postkarte

Von Albert Daudistel.

Am folgenden Morgen bekam Karl, der Ausreißer, vom Hausdiener des Gasthauses zu Andermatt einen Topf voll heißer Milchsuppe in den Stall gebracht. Karl aß und dachte dabei daran, daß er ohne die Liebe der Tochter des Hauses (die ihm am Abend zuvor ein Fünffrankenstück geschenkt hatte) nicht über „so einen Gotthard“ hätte kommen können. Als er gefrühstückt hatte, übergab er dem Hausdiener „vielen Dank für die Wirtin“ und — „viele herzliche Grüße für das Fräulein“, das er nunmehr, so in Gedanken, liebte. Karl ging dann der Weisung des Hausdieners nach: zurück zum Dorfe Göschenen. Und da tat es ihm leid, daß er das liebste Andenken, das er je bekam, wechseln lassen mußte, um einer Fahrkarte willen, die er benötigte, um durchzukommen durch den finsteren Tunnel des Sankt Gotthard. Und als er endlich den verschneiten Gotthard hinter sich hatte und von dem Dorfe Airolo aus so ganz zerlumpt schon durch viele versonnene Stunden hindurch weitergewandert war, immer mehr bergab... da blieb er auf einmal stehen und schaute zum ersten Male, seit er in der Fremde war, ganz ergriffen zurück...

Dann wandert er weiter. Und da er humpeln mußte, weil ja an seinem rechten Schuh der Absatz fehlte und ihn bereits jedesmal, wenn er mit dem rechten Fuß auf die harte Landstraße auftrat, ein Absatznägelchen in die Ferse stach, dennoch ließ er sich nicht verdrießen. Denn — es war ja das erstemal, daß er bei Tag in der zerklüfteten Welt der Alpen dahinpilgerte. Und immer und immer wieder schaute er mal auf zu den verwilderten Felsenkolossen. Er fühlte sich ihnen gegenüber zwar noch winziger als eine Laus, die zu Füßen eines Elefanten dahinkrabbelt; aber er freute sich, weil er sich sagen konnte, daß er es immerhin gewagt hatte, zu versuchen, sogar bei Nacht allein in jenen einsamen und jetzt so vom Nebel umgeisterten Regionen da oben vorwärtszukommen, in denen immer, wenn er auftrat. der Schnee so laut knirschte. Und — da er ja verliebt war in jenes Andermatter Mädchen, aber nun so allein weiterwandern mußte, deshalb ließ er, um sich dennoch nicht gar so allein zu fühlen, die Enden seines schwarzen Selbstbinders flattern, [illegible] er, seitdem er keinen Kragen mehr besaß, als Halstuch verwendete. Und er begleitete seinen Marsch mit dem Lied: „... und so sing ich denn mit frohem Mut, wie man singet, wenn man wandern tut...“

Nachdem also eine geraume Weile vergangen war, erschrak er, da ihn plötzlich eine fremde und rauhe Männerstimme anrief: „Hallo! Wohin?“ Als Karl jedoch das struppige, bärtige Gesicht sah, das von einem alten Schlapphut überdacht, aus dem Chausseegraben zu ihm hergrinste, da antwortete er freudig überrascht: „Ach, du bist ja auch einer...“ Der Alte spöttelte: „Un[illegible]! — Ich habe aber nicht notiert, wieviel Schuhsohlen ich schon auf den Landstraßen kaputtgelatscht hab...“ Aber nun die beiden im Chausseegraben beieinander saßen und Karl betont hatte, daß er nach Italien gehen wolle, da fragte der Alte: „Was willst du in Italien? Etwa Bären fangen oder Löwen...?“ Karl antwortete: „Was ich in Italien will, weiß ich selbst net; ich will halt nach Italien!“ Der Alte hüstelte. Und beide schwiegen. Karl schaute nach dem verwilderten Kopf des Alten hin und fragte plötzlich: „Du, kannst du dich denn überhaupt wasche, weil du das Gesicht so voll Vollbart hast?“ Der Alte erwiderte: „Als ich so jung war wie du, hab ich auch so gedacht wie du eben...“

Bei diesen Worten unterbrach Karl in Hast: „Ausgeschlossen! Wenn du gradso wie ich e schöns Mädche so gern gehabt häst, wärst du net so lang auf de Landstraß gebliewe...“ Der Alte sagte: „Weg mit dem Gram da! Also, du willst nach Italien!“ Karl nickte. Und der Alte erklärte: „Wenn du von hier aus bis zur italienischen Grenze irgendwo von Polizisten oder Gendarmen angehalten wirst, so sag, wenn du schlau sein willst, du kämst aus Italien; die Italiener hätten dich von Como aus über die schweizerische Grenze geschmuggelt. Wenn du das sagst, schieben dich die Schweizer einfach nach Italien zurück; schmuggeln dich so hintenrum über die italienische Grenze; brauchst also den langen Weg bis zur italienischen Grenze nicht zu laufen; wirst mit der Bahn gefahren; ist bequem; daß du ein Deutscher bist, mußt sagen, du wärst in Holland geboren, in, in — sag ruhig — in Rotterdam...“ Die beiden blieben noch ein Weilchen beieinander hocken. Dann humpelte Karl weiter...

Als er die holprige Straße des nächsten Dorfes betrat, fühlte er nicht mehr seine Scheu vor uniformierten Erwachsenen. — Aber er schwieg, weil er, während er so dahinhumpelte, italienische Wörter von den Ladenschildern ablernte. Und da er bei seinem Sprachstudium zu viel Nahrungsmittel ansehen mußte, überkam ihn schließlich ein solcher Hunger, daß er auf einmal, da er dazu noch den Geruch frischgebackenen Brotes atmete, kein Interesse mehr für die schön klingenden Wörter hegte, sondern nur noch danach begehrte, sich sattzuessen. Er ging mit dem Rest des Geldes, das ihm jenes Andermatter Mädchen geschenkt hatte, in das Gasthaus und verlangte auf gut frankfurterisch: „E Mittagesse zu eins zwanzig...“ Der Wirt fragte ihn aus Vorsicht, und zwar auf italienisch. ob er Geld habe. Und da antwortete Karl, weil er den Wirt nicht verstanden hatte: Des is doch egal, was Sie mir zu esse bringe! Bloß bringe Sie mir bald was! Ich hab Hunger!“ — Der Wirt schwieg und hielt nun dem Karl seine rechte Hand hin und rippelte mit dem rechten Zeigefinger den rechten Daumen. Und da erwiderte Karl: „Ja freilich...“ Er faßte in seine Hosentasche und schüttelte sie, daß die darin aufbewahrten Geldmünzen aneinanderklangen. Und da verstand der Wirt mit einem Male so gut zu kauderwelschen, daß Karl zu ihm sagte: „Sie, ich glaub, wenn mer noch zehn Minute miteinander schwätze, könne Sie grad so gut deutsch wie ich!“ Der Wirt grinste, indem er ging, Brot und Suppe zu holen.

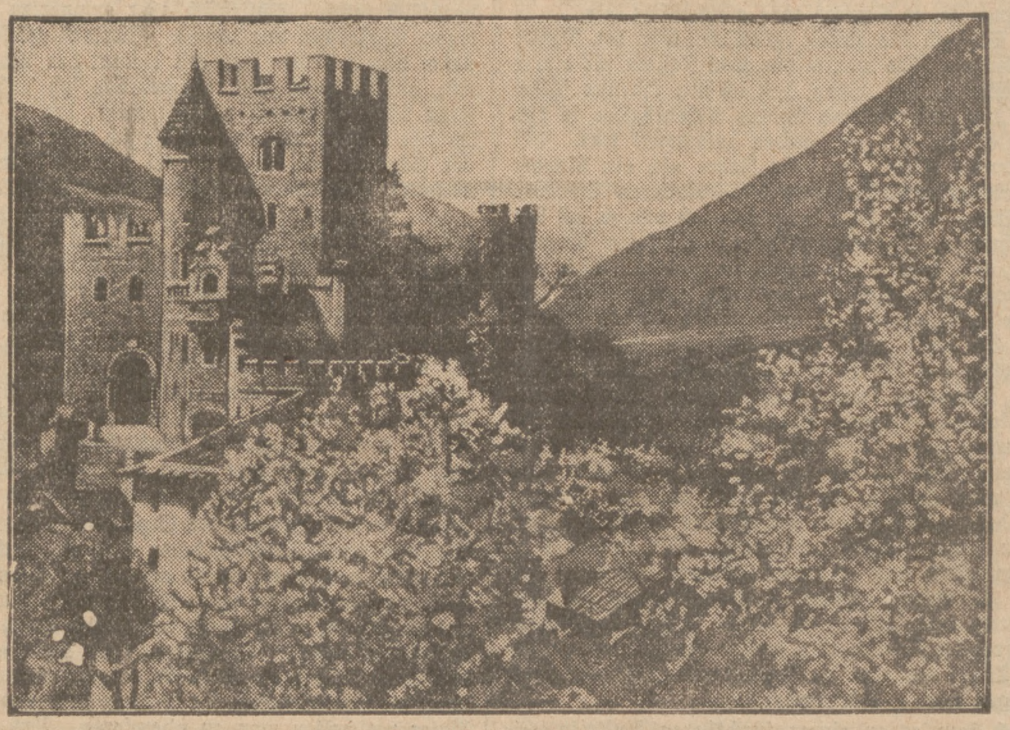
Nachdem Karl gesättigt war, ging er ans Büfett heran, angelockt von den Ansichtspostkarten, die da ausgestellt waren. Er bezahlte erst seine Zeche; und dann bewunderte er stille die feierlichen Palmen unter dem reinen, blauen Himmel, der sich da auf der Postkarte so ruhig auf dem See widerspiegelte, auf dem die niedlichen Segelboote und der blendende Dampfer glänzten. Ja, diese neue und vornehme Welt, die er da auf der Postkarte zum ersten Male erblickte, ergriff ihn so, daß er sich deren schönen Namen „Lago di Lugano“, der auf der Postkarte zu lesen war, ganz leise einflüsterte. Und dann kaufte er jene Postkarte und fragte den Wirt: „Ach, sind Sie so gut und sage Sie mir mal, ob ich, weil ich nach Italien will, mir dort an Ort und Stell die schöne Gegend „Lago di Lugano“ mal angucke kann?“ — Der Wirt antwortete: „Morge du nach Bellinzona, übermorge du am Lago di Lugano...“

Und da fragte Karl ganz begeistert: „Awwer wenn ich schnell geh, kann ich dann vielleicht heut noch bis dorthin komme?“ Der Wirt sagte: „Nein!“ — Karl verließ nun das Gasthaus, und während er weiterwanderte, betrachtete er immer und immer wieder mal die Postkarte und flüsterte sich immer und immer wieder mal den schönen Namen „Lago di Lugano“ zu.

Als er gegen Abend just in dem Dorfe Giornico angekommen war, sah er plötzlich einen Gendarmen neben sich, der sich ihm von hinten her auf einem Fahrrad genähert hatte. Der Gendarm forderte von ihm Legitimationspapiere. Karl antwortete: „Die Papiere haben mir die Italiener net wiedergegeben! Ich komm aus Italien! Ich wollte gar net in die Schweiz! Bei Como haben sie mich über die Grenze geschmuggelt, die Italiener.“ Der Gendarm sagte: „Dann wirst du morgen wieder zurücktransportiert!“ Er führte den Karl in die Gendarmeriestation und — nachdem Karl bei seiner Vernehmung angegeben hatte, daß er zu Rotterdam in Holland geboren worden sei, nahm der Gendarm eine Leibesvisitation an ihm vor, wobei er die Postkarte fand. Der Gendarm richtete nunmehr die Frage an Karl: „Wann bist du durch Lugano gekommen?“

Karl zögerte, indem er bedachte: „Morgen Bellinzona, übermorgen Lugano...“ Er antwortete: „Also vorgestern war ich in Lugano...“ Der Gendarm gab ihm die Postkarte wieder und — sperrte ihn in eine Zelle. Karl aber ließ sich auch dadurch nicht verdrießen; er betrachtete die Ansicht seiner Postkarte. Und als er die Suppe gegessen hatte, die ihm der Gendarm reichte, legte er sich auf den Strohsack nieder und freute sich heimlich auf die Eisenbahnfahrt nach Italien durch die herrliche Gegend des Lago di Lugano. — Am folgenden Morgen wurde er von dem Gendarmen zum Bahnhof geführt. Die Postkarte trug Karl in der Hand. Auf dem Bahnhof aber mußte er in einen „Gefangenen-Wagen“ einsteigen und wurde in diesem Wagen, der keine Fenster hatte, in eine der kleinen Isolierzellen eingeschlossen, die sich zu beiden Seiten des schmalen Mittelganges befanden. Ja, in seiner Zelle war es so dunkel, daß er seine Ansichtspostkarte, die er sich vorhielt, nicht erkennen konnte. Die Reise begann.

Und auf einmal drang von oben herab, so dünn wie ein Strohhalm, ein Sonnenstrahl durch ein Schlitzchen zu ihm herein. Und da versuchte er wieder (wenn auch nur spärlich) den herrlichen Lago di Lugano auf seiner Postkarte zu erkennen. Und als der Zug wieder mal hielt und das Wort „Lago di Lugano“ von irgendwoher zu ihm in die Zelle drang, da seufzte er, indem er den dünnen Sonnenstrahl auf seine Postkarte scheinen ließ: „Ach, wie schön muß es da draußen sein....“



Frühling in Südtirol

Schloß Meran im Blütenschmuck.

Genossin Olga

Von Fedor Gladkow.

Der Gefängnishof war groß, düster, von hohen kahlen Mauern umringt. Ein Holzzaun teilte den Hof in zwei Teile. Der Zaun war morsch und halbverfault und durch die Ritzen sah man den Hof des Frauengefängnisses.

Die Arrestanten gingen im Hof des Gefängnisses spazieren. Der Gefängnisaufseher stand in der Mitte des Hofes und schaute finster drein.

Der Arrestant Prachow marschierte ganz in Gedanken versunken und ein anderer Arrestant, der hinter ihm ging, summte ein Liedchen und lachte und schaute dabei keck den Aufseher an.

Der Aufseher verlor ab und zu seine Ruhe und rief dann dem singenden Arrestanten zu:

„Schweig, Karl!“

Aber der Arrestant lachte vor sich hin, schritt weiter und seine Stimme klang nach wie vor lustig.

Prachow ging neben dem Zaun und schaute durch die Ritzen neugierig in den Hof des Gefängnisses. Auch dort sah man Frauen in Arrestantenkleidung auf und ab schreiten. Unwillkürlich blieb er stehen und rief halblaut:

„Genossinnen!“

Und eine zarte Frauenstimme erwiderte leise: „Genosse, bleiben Sie einen Moment stehen!“

Ein blasses, schmächtiges Gesichtchen, mit dunklen Augen schaute durch die Ritze Prachow an, die Augen waren weit geöffnet, der Blick war kühl.

Die Stimme kam Prachow bekannt vor, er schaute das Mädchen noch einmal an und rief unwillkürlich:

„Olga! Olga, bist du es?“

Sie veränderte ihren Gesichtsausdruck nicht, es schien fast, daß ihr diese Begegnung gar keine Freude mache, als ob sie und Prachow gestern auseinander gegangen wären.

„Guten Tag! Ich wußte, daß du hier bist. Mache nochmals deine Runde, dann werden wir uns wieder gegenüberstehen, uns wieder begegnen. Ich muß dir etwas wichtiges sagen!“ Dann verschwand sie und man hörte hinter dem Zaune Frauenstimmen:

„Genosse, komm doch näher! Männer, kommt näher, damit wir wissen, daß Männer da sind!“

Aber gleich darauf hörte man ein Schimpfwort der Wärterin, die die Arrestanten zur Ruhe rief.

Der Arrestant, der das Liedchen gesungen hatte, schaute gierig durch die Ritzen des Zaunes, dann sprach er über die Ziele der Revolution, über den Klassenkampf und Prachow dachte einzig und allein an Olga. Warum ließ sie nichts mehr von sich hören? Weshalb blieb sie länger in Freiheit als er? Und jetzt ist sie hier. Folglich ist die Organisation verhaftet. Wenn sie aber hinter den Mauern des Gefängnisses ist, dann tauchte die Frage auf:

Wer war der Verräter unter uns? Wer?

Er machte eine Runde und wieder sah er Olga. Ich habe — dachte Prachow — in ihrem feinen Gesichtchen heute in diesem düsteren Gefängnishof denselben leidenden Ausdruck gesehen wie damals, als die geheimen Agenten der Polizei mir auf die Spur kamen und mich wie ein gehetztes Wild verfolgten. Ich traf Olga zufällig auf der Straße. Wir gingen wie Fremde aneinander vorbei und sie rief mir rasch leise zu:

„Versteck dich in der Ziegelei! Dort ist ein ausgebrannter Ofen. Und in der Nacht komme ich zu dir!“

Aber in dieser Nacht wurde ich verhaftet. Und heute schauten mich diese Augen im fremden Sibirien an, und ihre Stimme rief mir zu:

„Liebster, unsere Organisation ist vernichtet. Alles sitzt hinter den grauen Mauern. Zweifellos ist ein Provokateur im Spiele. Nur das Ehepaar Gelger befindet sich in Freiheit. Das ist doch sonderbar!“

„Olga, wirst du auch nach Sibirien verbannt?“

Sie lächelte, wie ein Kind und dieses Lächeln kam so unerwartet, daß ich ganz verblüfft dastand. Sonderbares Mädchen. Sie hat sich gar nicht verändert und ist trotz der Gefängniszelle die alte geblieben.

Da ertönte die Stimme der Aufseherin:

„Marsch, in die Zellen!“

Der lustige Arrestant klopfte Prachow auf die Schulter und rief:

„Fesche Weiber! Wenn man diese Frauen nur mit dem Finger berühren könnte!“

Der Schnee knarrte unter den Füßen der marschierenden Arrestanten. Prachow schaute den blauen Himmel an, dann die grauen Wände und dachte:

Das ist unsere Welt, die uns täglich für eine halbe Stunde erreichbar ist. Das ist der Abschnitt der Erde, der unseren Gesichtspunkt erweitert und hier auf diesem düsteren Hofe lechzen unsere Herzen nach Freiheit!

Er marschierte weiter und murmelte vor sich hin:

„Olga ist für mich unerreichbar! Sie ist neben mir, hinter dem Holzzaun, aber sie erscheint mir wie eine gespenstische Gestalt. Ich fühle ihren Atem, aber ich kann ihre Hand nicht berühren, kann sie nicht umarmen und ihr ein liebes Wort sagen!“

Graue alte und junge Arrestanten marschieren einer hinter dem anderen und ihre Fesseln klirren. Sie liefen im Kreise herum, riefen einander verschiedene Worte zu und lechzten nach jenen Frauen, die ihnen unerreichbar und doch nur von einem dünnen, alten, morschen Holzzaun von ihnen getrennt waren. Und dieser Zaun schied Prachow auf immer von Olga.

(Berechtigte Uebersetzung von Maurice Hirschmann.)



Julius Hart

einer der bekanntesten deutschen Schriftsteller, kann am 9. April seinen 70. Geburtstag feiern. Seiner Feder entstammen Gedichtsammlungen, Dramen und Novellen. Besonders bekannt ist seine „Geschichte der Weltliteratur und des Theaters“.
(Von unserem Zeichner Friedmann nach dem Leben gezeichnet.)

Gespräch mit einem Schüler

Es war in der Kastanienallee, die an der Peripherie der Stadt ein stilles, nutzloses Dasein verträumt, ohne mehr einen vorgeschriebenen Zweck zu erfüllen. Zu ihrer Linken schlängelt sich ein schleimiger Kanal, in welchem die Leute gerne junge Katzen ertränken, und zur Rechten erstreckt sich über ein brach liegendes Feld ein Soldatenfriedhof, dem in einer Ecke die Gräber der Selbstmörder der Stadt angegliedert sind.

Die Menschen lieben diese einsame, zwecklose Allee trotz ihrer düsteren Umgebung. Beschaulichen ist sie mit ihren flüsternden Blättern ein Hain zufriedener Träumerei, Müden und Verzweifelten ein Asyl, und ein Seufzertempel den Liebenden. Ein freies Gotteshaus allen, durch dessen grüne Kuppel gedämpftes Licht fällt und in welchem zur Jahreszeit weiße, duftende Kerzen aus Kastanienblüten brennen.

Der Schüler, von dem ich erzählen will, saß auf einer Bank und starrte in die grünen Baumzweige. Eine ganze Weile hatte er schon seine Blicke in den trägen Kanal getaucht, möglich, daß auch seine Augen zu dem kahlen Soldatenfriedhof gewandert waren. Als er mich herannahen sah, nahm er die Bank ein.

Ich ließ mich neben ihn nieder und beobachtete ihn von der Seite, ohne daß er mir Beachtung schenkte. Er hatte ein gutes, harmloses Gesicht, ein richtiges Jungsgesicht, das, unter eine rote Primanermütze gesteckt, in der Schar seiner Kameraden nie wieder aufzufinden gewesen wäre. Er schien sich aber in Gedanken auch mit mir, seinem Nachbarn, zu befassen, denn als ich die unvermittelte Frage stellte: „Sie sind also durchgefallen, Herr Kandidat?" antwortete er mir mit einem vernehmlichen „Ja", als hätte er die Frage längst kommen sehen. Uebrigens kam ihm diese Bejahung tief aus dem Leib und schien ihn wie von einer augenblicklichen Uebelkeit zu befreien.

„Tja," sagte ich und versuchte den heiteren Ton eines Conferenciers anzuschlagen, „unangenehme Sache, he?"

Stoßweise rang es sich aus seiner Brust: „O — es ist — — entsetzlich!" Er schlug die Hände vor den Kopf und stützte auf den Knien die Ellbogen. Möglicherweise harrte er dennoch auf eine abschwächende Phrase meinerseits, die er durch die etwas übertriebene Dramatik seiner Gebärde herausforderte. Ich ging dem Bengel aber nicht mehr auf den Leim, sondern begann mit der bedingten Robustheit eines Arztes, der einem Kinde eine Beule aufschneiden soll, in dem Burschen zu forschen.

„Mit Respekt zu sagen, Herr Kandidat, Sie sind eben mit Pauken und Trompeten durchgeflogen! Das hat man Ihnen heute schwarz auf weiß bescheinigt, zeigen Sie her den Wisch! Na ja, da steht es ja: „Der Schüler ist nicht reif...", durchgefallen in Mathematik — wie zu erwarten, nicht wahr? — Physik, Geographie und, nanu, in deutscher Sprache auch ein „Ungenügend"? Wie? Das ist nicht verdient? Ach soo, das hat man Ihnen, da es nun schon passiert war, nur so angehängt, hm, hm..."

„Es sind auch einige „Sehr gut" dabei. — —"

„Wahrhaftig — Religion, Turnen und Freihandzeichnen, bravo Herr Schüler, alle Anerkennung. Mit solchen Empfehlungen sollte man eigentlich — ach, lassen wir das. Unterschrieben ist dieses mißliebige Papier vom Direktor und vom Klassenlehrer, die in gewählten Buchstaben ihre zivilen Namen offenbaren. Sagen Sie mal, Herr Schüler, ist es gerade ein Zufall, daß „Bonzo" und „Bullauge" Ihnen das Genick brachen?"

„Ich glaube nein. Aber so ein Zeugnis ist wie ein Urteil ohne Bewährungsfrist und Berufungsmöglichkeit."

„Aber nicht ohne Geschworene, Herr Schüler. Die Klasse hat gerichtet, die Fleißigen, die Strebenden, die Talente!"

„Ah — ?!"

„Herr Schüler, Hand aufs Herz, ist es wirklich eine so infernalische Ungerechtigkeit, kam es Ihnen wahrhaftig so unerwartet (abgesehen vom „Deutsch"), daß Sie hier weitab von zu Hause umherstreifen und sich ein wenig eigenfällig in Schmerz ergehen, ja, daß Sie, Herr Schüler, leichtfertig und mehr aus sensationellem Eitelkeitsbedürfnis mit Gedanken spielen, die Ihnen gruslige Schauer über den Rücken jagen? Statt ein Leben, ein herrlich junges Leben, das noch so rein und unangetastet vor Ihnen liegt, mit Kraft, Willen und Achtung zu formen? Herr Schüler. — —"

„Genug, genug. Ich war gewappnet, o doch, aber ich sehe, es waren faule Ausreden, mehr für andere berechnet, denn für mich. Und für mich, das erkenne ich nun genau, gilt nur die Wahrheit und nichts als die Wahrheit: Ich hätte mich besser auf die Prüfungen vorbereiten müssen..."

„Sieh, sieh, Herr Schüler, eine gute Erkenntnis. Aber vielleicht sind Sie gar nicht genügend begabt, oder — —"

„Im Gegenteil, ich bin nach Ansicht meiner Lehrer sogar sehr begabt und bin imstande, in wenigen Wochen einen Lehrstoff zu büffeln, den viele meiner Kameraden — sie sind heute alle durchgerutscht — in Monaten kaum bewältigen. Ich bin eigentlich. —"

„Nun, was sind Sie?"

„Ich bin nur —"

Er erhob sich mit einem Ruck aus seiner zusammengesunkenen Stellung. Wie zu einem feierlichen Akt.

„Ich bin nur faul," gestand er langsam ein. „Ich habe mich durch meine Fähigkeit, schneller und spielender zu lernen als meine Klassenkameraden, zu einem Endspurt verleiten lassen, der mir übel bekommen ist. Aber," fügte er noch zögernd hinzu, „es ist nicht die Freude an der Faulheit, ich bin nicht träge aus innerem Bedürfnis. — —"

„Gut, Herr Schüler. Ich merke, daß Sie sich langsam gefaßt in Ihr Schicksal ergeben."

„Noch nicht vollkommen. Aber ich finde mich leichter hinein, je länger ich mich mit Ihnen unterhalten kann, es war doch eine glückliche Eingebung, einen Umweg nach Hause zu machen."

Ich sah mit dem Schüler durch die Baumstämme nach dem Kanal, der in Schilf gebettet zum Himmel glänzte.

„Ich werde mich weder ersäufen noch erhängen," sagte plötzlich der Schüler ganz laut. „Ich werde jetzt aber heimgehen. Ich habe Hunger und es gibt heute gebackenen Fisch. Ich werde meinem Vater mit breitem Rücken die Zensur einhändigen und — was mir das Bitterste — ich werde die Tränen meiner Mutter trocknen müssen. Ich werde meinen Kameraden ihren Erfolg gönnen, selbst wenn ich nun auch irgend ein Dienstjubiläum ein Jahr später feiern muß..."

Ich erwiderte nichts mehr, sprach doch der Schüler, was ich selbst dachte. In das Laubwerk der alten Kastanien blies ein Lüftchen, die Zweige hoben und senkten sich und mit ihnen viel hundert weiße Blütenkerzen. Eine Andacht, würdig eines Schulgottesdienstes, nahm uns gefangen.

Ich war dabei, wie der Papa den Schüler verprügelte und war dabei, wie der Schüler die Mutter umarmte. Denn dieser durchgefallene Schüler war ich selbst, und es ist mir — so wahr mir Gott helfe — gar nicht so übel bekommen...

Max Bernardi.



„Der Brand des Rathauses von Leyden"
wie ein Leydener Maler, der sich hinter dem Künstlernamen Max van Leyden verbirgt, ihn sah. Bekanntlich brannte das Rathaus von Leyden, eines der wertvollsten holländischen Renaissancebauwerke, im Februar dieses Jahres nieder — während des starken Frostes, der das Löschwasser in einen phantastischen Behang von Eiszapfen verwandelte.

Der Thronprätendent von Sumatra

Von Sandro Cassone.

„Sie sind der einzige, dem ich die Rolle eines Thronprätendenten von Sumatra anvertrauen kann!" ließ sich plötzlich eine sonore Baßstimme hören. — Gian Pier Paolo Gaberlini, einer der solidesten und besteingeführten Wechselstubenbesitzer der Stadt, betrachtete prüfend von oben bis unten das Individuum, das ihn ganz unerwartet mit diesen Worten apostrophiert hatte. Durch die Glasverschalung, die seinen Schreibtisch von dem Parteienraum trennte, sah er einen majestätischen Herrn, der wie das getreue Abbild des seligen Lord Palmerston mit stolz erhobenem Haupte vor ihm stand. Hinter dem Herrn bemerkte er noch ein ulkiges Männchen, dessen Mimik ganz unschwer zu verstehen war: „Nur keine Angst", besagten die Gesten des Begleiters; es handelt sich um die Marotte eines harmlosen Sonderlings... — Es war bereits gegen 6 Uhr abends und das Personal hatte das Büro verlassen. Herr Gaberlini befand sich also mit seinen Gästen allein. —

„Sie sind der einzige auf der ganzen Erdoberfläche, der sich dazu eignet," wiederholte Lord Palmerston redivivus mit salbungsvoller Betonung. „Die Sache ist aber durchaus nicht so einfach, wie man vielleicht glauben könnte, o, nein! Vor allem heißt es, die Gegenmaßnahmen des Herrn Gouverneurs durchkreuzen, denn das ist ein Geriebener! Wir müssen also sehr vorsichtig sein und dürfen nicht die geringste Einzelheit aus den Augen verlieren. Die Galauniform beschaffe ich; dieses Prunkstück wird mindestens — wohlgemerkt mindestens! — seine hunderttausend Lire kosten. Sparsamkeit wäre hier vollkommen fehl am Platze, denn ein Sultan von Sumatra muß doch seinen Leuten imponieren. Hab ich recht, Kaspar, oder nicht?"

Der majestätische Herr hatte sich plötzlich seinem skurrilen Begleiter zugewandt, der jetzt nichts Eiligeres zu tun hatte, als mit seinen Gesten innezuhalten. —

„Was machst du da?" schrie er seinen Famulus an und durchbohrte ihn mit einem wütenden Blick. „Willst du noch immer mit deinen blöden Beschwichtigungsgesten nicht aufhören? Schweig! Ich weiß schon längst, was du mir antworten wirst. Meine Familie hat dich beauftragt, mich zu überwachen, denn mein Sohn Hasdrubal ist überzeugt, daß ich verrückt bin..."

Nach diesen Worten warf sich der Doppelgänger des Lord Palmerston in die Brust, glättete wohlgefällig seinen gepflegten Backenbart und setzte fort: „Ich, und verrückt.... Das ist doch wirklich kein schlechter Witz. Sehe ich denn so aus, mein Herr? Ich soll verrückt sein, weil ich den Willen habe, Sumatra einen neuen Sultan zu geben und auf diese Weise die englische Oberhoheit von der Insel abzuschütteln?"

Er warf einen Blick um sich und neigte sich dann zu Herrn Gaberlini, dem er ins Ohr flüsterte: „Ich will es Ihnen nämlich nicht verschweigen, daß ich England hasse, und zwar wegen des Benehmens, das die britische Regierung mir gegenüber an den Tag legte, als ich Botschafter in London war."

Der Wechselstubenbesitzer lächelte, aber seine Ungläubigkeit verschwand gleich, denn Kaspar hatte ihm zu verstehen gegeben, daß die Sache mit der Londoner Botschaft auf Wahrheit beruhe. Ein Botschafter also... hört, hört... das kommt nicht alle Tage vor! Gian Pier Paolo sprang auch sofort vom Sessel und begann mit der Litanei seiner Komplimente:

„Exzellenz!.... Ich bitte doch gütigst Platz zu nehmen.. Ich bin ganz entzückt, daß mir die hohe Ehre zuteil wurde..."

Mit einer zeremoniellen Geste öffnete er den Eingang zum Büroraum und verneigte sich tief vor dem illustren Besucher:

„Ich bitte, Exzellenz... Es ist mir eine ganz besondere Auszeichnung..." Der Feind Englands trat ein, und der Wechselstubenbesitzer konnte indessen hören, wie Kaspar murmelte: „Seine Exzellenz der Marquis Robert von Valgalura, bis vor sechzehn Jahren Botschafter in London, vielfacher Millionär..."

Gian Pier Paolo schien sich sofort zu erinnern, das Bild Roberts von Valgalura in irgendeiner illustrierten Zeitung gesehen zu haben, und sein Respekt vor dem majestätischen Herrn wurde noch größer. In Dienstbereitschaft und Ehrfurcht zerfließend, blieb er also stehen, während sich der alte Exzellenzherr in dem komfortablen Bürofauteuil niederließ.

„Ich will nicht viel Worte verlieren, denn das war seit jeher mein Prinzip," begann der Marquis seine Ausführungen. „Darum werde ich Ihnen auch gleich meinen Vorschlag unterbreiten. Sind Sie also bereit, der Anwärter auf das Sultanat von Sumatra zu werden und zwei Jahre hindurch mit einer Apanage von zehn Millionen jährlich auf dem Thron zu verbleiben? Nach Ablauf dieser Frist können Sie abdanken, wobei Sie eine Abfindungssumme von 35 Millionen zugesprochen bekommen. Warten Sie, ich bin noch nicht fertig! Ich kann Ihnen versichern, daß die Sache ganz ungefährlich ist; in Sumatra lebt man gemütlicher als in Paris. Sie können sich aber, wenn Sie wollen, auch zehn, zwölf getreue Leibgardisten mitnehmen, die dann selbstredend der Staat bezahlen wird. Bedenken Sie ferner, daß Sie auf diese Weise ein berühmter Mann werden, und daß man sich daraus eine Ehre machen wird, Ihnen auf den Hauptplätzen von Palembang, Pedang und Siboga Reiterstandbilder zu errichten. Sie können sich selbst einen Bildhauer für diese Arbeiten aussuchen. So, jetzt bin ich fertig. — Nehmen Sie an oder nicht?"

Kaspar, der hinter seinem Herrn stand, machte dem Wechselstubenbesitzer eine bejahende Geste... Was schadet es auch, die Zusage konnte doch nicht ernst genommen werden, wo es sich offenkundig um einen Verrückten handelte. Gian Pier Paolo Gaberlini erwiderte also mit schallender Stimme:

„Ich nehme an und bin hocherfreut, Euer Exzellenz einen Gefallen zu erweisen!" Der Marquis von Valgalura streckte dem Wechselstubenbesitzer die Hand hin:

„Danke! Ich wußte ja, daß Sie annehmen würden."

Es folgte eine kurze Pause, während der sich der Marquis mit seiner behandschuhten Rechten neuerdings über den Backenbart strich. „Natürlich muß die Sache zwischen uns beiden ein Geheimnis bleiben," sagte er schließlich. „Wehe, wenn England nur das geringste erführe!... Morgen um dieselbe Zeit komme ich mit der fertigen Galauniform; wollen Sie also das Notwendige veranlassen, daß wir von niemandem gestört werden."

Nach diesen Worten erhob sich der Exzellenzherr und schritt würdevoll dem Ausgang zu. Kaspar folgte nicht gleich, sondern blieb zurück, um Herrn Gaberlini einen wappengeschmückten Briefumschlag in die Hand zu drücken.

„Ich bitte Sie sehr, den Inhalt dieses Kuverts anzunehmen", flüsterte er dem Wechselstubenbesitzer zu. „Die Familie will das immer so haben, wenn Se. Exzellenz jemanden belästigt."

Kaum waren die beiden draußen, öffnete der frischgebackene Thronprätendent von Sumatra den Briefumschlag: er enthielt drei Banknoten zu tausend Lire.



„Geld! Geld! Geld!"
Der Roman von Emile Zola gibt den Stoff zu diesem Film: Kampf der gegnerischen Elemente in der Welt der Finanz — des ehrbaren Kaufmannes und des skrupellosen Industrieritters. Sturz des Abenteurers. Darein verflochten die Schicksale der Menschen, die auf dem Schachbrett dieses großen Kampfes nur Nebenfiguren sind. — Links: Alfred Abel in der Rolle des ehrenhaften Bankherrn.



Ein Gainsborough gestohlen

Gainsboroughs berühmtes Gemälde der Herzogin von Devonshire ist aus einer Ausstellung in Newyork, für die es von seinem Besitzer, dem Bankier Pierpont Morgan, zur Verfügung gestellt worden war, spurlos verschwunden und konnte trotz aller Nachforschungen nicht wieder aufgefunden werden.

Im Dienst der Idee

Von Ossip Dymow.

In ein kleines Restaurant in Chikago trat ein langer, müde und abgespannt aussehender Mensch ein, setzte sich an eines der Tischchen und rief den Kellner mit heiserer, vor Anstrengung gesprungener Stimme. Er bestellte die Speisen, neigte sich dann vor und flüsterte dem Kellner etwas so leise ins Ohr, daß der andere anwesende Besucher, ein dicker, satter Mann, der ihn aufmerksam beobachtet hatte, nichts verstehen konnte.

Der Kellner hörte das heisere Flüstern des Gastes an und sagte: „Ich weiß es nicht. Ich werde Ihnen den Wirt schicken."

Der Wirt trat heran und erklärte: „Sie irren sich, Mister! Es gibt vielleicht Gasthäuser, in denen so etwas zu haben ist, aber nicht bei mir. O nein! — — —

„Ich bin kein Agent. Sie brauchen mich nicht zu fürchten. Ich bin der hier," sagte der hochgewachsene Mann und zog seine Visitenkarte. — „Das ist was anderes", lächelte der Wirt. „Wünschen Sie Kognak? Ein Fläschchen? Sofort! Einen Augenblick!" Der dicke Mann setzte sich an den Tisch des neuen Gastes heran.

„Sie gestatten?" fragte er. „Ich hörte vorhin Ihre Ansprache drüben auf dem Platz. Es war eine vorzügliche Rede. Sie ist nicht so leicht zu vergessen — — —"

„Ich danke Ihnen", antwortete der Lange und leerte auf einen Zug das erste Glas des herangebrachten Kognaks.

„Entschuldigen Sie die Frage," fuhr der Dicke fort, „wie können Sie sich entschließen, dieses Gift zu trinken, nachdem Sie selbst den Alkohol so feurig bekämpfen und seine zerstörende Wirkung in so drastischen Farben zu schildern vermögen?"

Der lange Mensch kippte noch ein Glas hinunter und antwortete mit seiner gebrochenen Stimme:

„Versuchen Sie es einmal, in Frost, Regen, Nässe und Dreck Abstinenz zu predigen! Man muß ja den Menschen jedes Wort förmlich einbläuen! Einhämmern! Stundenlang! Sie bleiben eine Weile stehen, hören zwei Minuten lang zu und gehen weiter. Ich aber habe meine Stimme im Kampfe für die Idee vollkommen ruiniert. Und nun frage ich Sie: Habe ich nicht das Recht, neue Kräfte zur Fortsetzung dieses Kampfes zu sammeln?"

„Gewiß!" stimmte der Dicke bereitwillig zu. „Das haben Sie! Ich freue mich, es von Ihnen zu hören. Gestatten Sie mir, dieses Argument in meinen Reden zu verwenden?"

„In welchen Reden?" staunte der andere. „Wer sind Sie?"

„Ich bin ein überzeugter Gegner des Gesetzes der Prohibition, und setze mich für den Genuß von Wein und Bier ein."

„Sehr angenehm!" verbeugte sich jener. — „Darf ich Sie also bitten, mir Gesellschaft zu leisten?" — Und er schob ihm mit einladender Bewegung den Kognak zu.

„Danke!" entgegnete der Dicke. „Ich trinke nicht. Ich muß nämlich immer wieder neue, schlagende Beweise für meine Idee ersinnen und da brauche ich einen klaren Kopf, der nicht vom Wein benebelt ist. — „Ausgezeichnet! Sie haben gewiß nichts dagegen, wenn ich dieses Ihr Argument in meinen antialkoholischen Reden verwende?" erkundigte sich der Lange mit verbindlichem Lächeln. Und indem er ein abermals gefülltes Glas erhob, fügte er hinzu: „Prosit! Auf Ihr Wohl!..."

(Einzig berechtigte Uebersetzung von O Gabrielli.)

Donnerwetter, um diesen Preis war der biedere Herr Gaberlini sogar bereit, den Prinzgemahl von Siam zu spielen.

Auf das Vorgefallene hin war es nur logisch und begreiflich, daß Giau Pier Paolo am nächsten Tage um die fünfte Nachmittagsstunde mit einer gewissen Ungeduld auf den harmlosen Narren wartete, dessen Besuche dreitausend Lire eintrugen. Und als er ein Automobil vor seinem Geschäft halten hörte, sprang er hinaus und öffnete dem Gaste die Tür wie ein gelernter Kammerdiener. —

Seine Exzellenz trat ein, gefolgt von dem treuen Kaspar und noch einem Diener, der eine Riesenschachtel aus einem Konfektionsgeschäft unter dem Arm schleppte.

Der Marquis fing gleich ohne Umschweife an:

„Sind Sie ganz sicher, daß uns niemand stören wird?"

„Absolut sicher, Exzellenz," beruhigte ihn der Wechselstubenbesitzer und ließ den Botschafter mit seinem Gefolge in das Büro eintreten. — „Ziehen Sie sich aus!" befahl der Marquis.

Gian Pier Paolo folgte, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. Während er sich des Rockes, der Weste und der Hosen entledigte, zog Kaspar aus dem Handkoffer einen mächtigen, rundherum mit Glöckchen besetzten Turban hervor, und der Diener entfaltete ein rotes, mit Goldstickerei durchwirktes Kostüm, das sich in der Schachtel befunden hatte. „Ziehen Sie sich an!" kommandierte wieder das Ebenbild Lord Palmerston.

Herr Gaberlini folgte auch diesmal und versank in der scharlachroten Stoffmasse, die im vergangenen Fasching wohl einem Koloß bei einem Narrenabend gedient haben mochte.

„Den Turban!"

Kaspar setzte ihm den Turban auf, was von einem harlekinartigen Geklingel der vielen Schellen begleitet war.

„Den Krummsäbel!"

Der Diener zog aus der Schachtel einen riesigen Krummsäbel hervor, den Gian Pier Paolo sofort energisch beim Griff packte.

„Stillgestanden!"

Die Prüfung mußte den hochgeborenen Feind Englands befriedigt haben, denn er sagte wohlwollend:

„Alles in Ordnung! Die Sache stimmt wunderbar! Und jetzt probieren wir den festlichen Einzug!"

Kaspar, der soeben mit einer bedeutsamen Geste ein Kuvert auf den Schreibtisch hingelegt hatte — Gian Pier Paolo tat einen kleinen Freudensprung — Kaspar erbleichte:

„Exzellenz, ich habe nicht daran gedacht... ich habe das Geld und die Edelsteine nicht mitgenommen..."

„Idiot! Dreifacher Esel!" schalt ihn der Diplomat. „Ich werde dich entlassen! Was sollen wir denn jetzt beginnen?"

Kaspar warf einen verzweifelten Blick auf Herrn Gaberlini, der sich verpflichtet fühlte, sofort zu intervenieren: „Verzeihen, Exzellenz, vielleicht könnte man der Sache irgendwie abhelfen?"

„Ja, abzuhelfen wäre schon, aber Kaspar ist ein Schuft! — Er hätte in seiner Handtasche zwei Millionen Pfund Sterling und ein Kilogramm Smaragde, Rubine und Saphire mitnehmen sollen... alles Familienjuwelen, der Schatz der Valgalura, mein Herr. Und das hat er vergessen..."

Er schaute sich um, da fiel sein Blick auf die eiserne Kasse, die geöffnet war und in der man Banknoten und Gold der verschiedensten Währungen sehen konnte.

„Wasa das Geld betrifft, kann man schon abhelfen," setzte der Marquis fort. „Stecken Sie alles, was da liegt, in die Handtasche, aber schnell!" Gian Pier Paolo ließ es sich nicht zweimal sagen; nach fünf Minuten lag das ganze Geld, das in der Kasse war, ordnungsmäßig verpackt im Handkoffer.

„Und jetzt," befahl der Diplomat, „Achtung! Große Einzugsszene! Sie kommen in Sumatra an; in Padang schiffen Sie sich aus, pompös angezogen, wie jetzt. Militärische Ehren werden Ihnen erwiesen. Das ganze Volk ist Ihnen entgegengezogen. Und Sie... nehmen Sie den Säbel in die Hand und geben Sie mir den Koffer, der Ihnen nur hinderlich ist... so... Sie begrüßen Ihr Volk und geben Ihrem Ministerpräsidenten den Befehl, Geld und Schmucksachen unter die Bevölkerung zu streuen. Das ist nämlich so Brauch in Sumatra. — — — — Haben Sie mich verstanden? Also gut! Geben Sie jetzt acht. Kaspar ist Ihr Geheimsekretär, ich bin der Ministerpräsident und mein zweiter Diener fungiert als öffentlicher Ausrufer. — Nun mache ich mit den Münzen so — — —"

Bei diesem „so" tat der Marquis von Valgalura einen vehementen Sprung zur Tür und lief, gefolgt von Kaspar und dem anderen, mit der Geschwindigkeit eines geölten Blitzes davon.

Gian Pier Paolo, der sonst nicht auf den Kopf gefallen war, hatte die Situation sofort erfaßt und begann die Halunken schleunigst zu verfolgen. Es gelang ihm aber nur noch zu sehen, wie die drei bei der Straßenbiegung ein Automobil bestiegen und in wahnsinnigem Tempo davonsausten.

Da er wie ein Besessener schrie, und den Flüchtigen nachlief, fanden sich zwei beherzte Männer, die ihn, trotz seines Krummsäbels und seines närrischen Aufzuges, mit einem Fußtritt zu Boden warfen und so lange bei ihm blieben, bis ein Wachmann kam und das Transportauto der Irrenanstalt alarmierte.

Skelette

Ein Totentanz an der Ostfront.

Im Laufe unendlicher Kriegsmonate war ich in meiner Rückentwicklung vom Menschen zum Tier ziemlich weit gekommen.

Ich konnte im Sumpfe leben, Maultieraas fressen, Menschen töten, mich auf allen Vieren fortbewegen oder wie eine Schlange auf dem Bauche kriechen.

In einer Märznacht betätigte ich mich wieder als Reptil.

Meiner neuen Lebensweise entsprechend waren Kopf und Brust gepanzert.

Zwei Kameraden schlängelten sich hinter mir her und vervollständigten das Bild des Kriechtieres mit 3 Köpfen und 12 Beinen.

Immer wieder sagte ich mir die Wegrichtung vor, die ich drei Tage lang studiert hatte: dreihundert Schritte — halb links — bis zum Felsstück beim Granattrichter — dreihundert Schritte —

Endlich war ich so weit. Der Schweiß rann mir unter dem Helm über Stirn und Wangen, während die erstarrten Finger beim Aufgreifen in einen Teppich eisiger Nadeln zu patschen schienen.

Ich memorierte: Mitten durch den Trichter bis zu den zwei Skeletten . . .

*

Bis zu den zwei Skeletten: ein Freund und ein Feind.

Jetzt waren es nur mehr zwei Skelette. Nicht Freund — nicht Feind — zwei Skelette, die — einander nicht mehr umbringen konnten. Manchmal nur blähten sich ihre Kleider im Winde.

Im Oktober lagen sie noch übereinander. Huckepack.

Zuerst waren sie dick geworden. Feist und dick. Die Sonne hatte sie aufgepumpt. Eines Morgens waren sie so dick, daß ich dachte, sie wären in der Nacht näher gekrochen.

Dann war der obere abgerutscht, und dann waren sie immer kleiner und kleiner geworden.

Schließlich erbarmte sich ihrer der Winter und bedeckte sie mit seinem Leichentuch.

Mein Auge war befreit. Aber auch meine Nase. Der betäubende widerlich süße Geruch, den mir der Morgenwind Wochen hindurch aus dem Tal gebracht hatte, hörte auf.

Hinter mir brummten die Kameraden: „Los! Verdammte Saukälte!"

Während ich in den Skeletten vorbeirutschte, fiel mein Blick auf den einen Balg. Angst würgte mich plötzlich hoch.

Der Kerl ritt wieder auf seinem Kameraden und grinste, das Käppi schief auf dem Kopf, mit fleischlosem Mund wie betrunken. Sein Rücken hob sich mit einem Ruck, zitterte, wibberte und richtete sich auf . . .

*

Heute weiß ich es. Ein Windstoß hatte den Mantel des Skeletts aufgeblasen. Aber damals — damals begann ich zu laufen, stolperte, fiel, erhob mich und lief weiter. Ohne Richtung, ohne Ziel.

Aufzischender Raketenstrahl, blendende Helle, Gewehrgeballer und MG.-Gekläff. Ich warf mich zu Boden.

Nebelballen schnob mein heißer Atem aus Mund und Nase. Das Blut hämmerte. Der Helm lag wie ein glühender Reif auf meinem Hirn.

Wie lange ich so lag, ich weiß es nicht. Doch dann — ich lag Brust an Brust auf einem Menschen! Lag — — —

Nein — das war kein Mensch. Das war das Skelett!

Auf und davon!

Aber wie — das Skelett umkrallt mich, läuft mit, klackt und klappert, der Totenschädel schlägt mir ins Gesicht, kollert zu Boden . . .

Heute weiß ich, der Mantel des Skeletts war an meinen Brustpanzer festgefroren. Aber damals . . . damals begann ich wieder zu laufen, die tolle Musik der klappernden Knochen im Ohr — ein rasender Reigen schleudernder Schlenkerbeine, kleckender Rippen und wuppender Armknochen.

Leuchtraketen, Zischen, Knattern, das Pfeifen der Projektile, ein Einschlag und Nacht . . .

*

Zwei Wochen dauerte es, bis ich das Nervenfieber überwunden hatte. Dann meinte der Arzt, nun werde auch die Wunde heilen.

A. Brettschneider.

Unsere Wirtin in Flandern

Es war 1915. Typhuslazarett in Flandern. Wir waschen die hilflosen Kranken vom Kot, die Toten vom Schweiß der letzten Angst sauber. Jede Nacht starben von einer Belegschaft von hundert Patienten rund zehn. Die Koksöfen wurden um 2 Uhr kalt. Dann wurde gefroren. Von draußen schien mondweiß der Schnee, der dick auf den Klostergartenbäumen saß, herein.

Im obersten Stock des Klosters war mein Raum. Sechs Stunden Schlaf. Von acht bis zwei. Ein Bett für vier Mann. Einer löste den anderen ab. Es wurde nie kalt. Es gehörte einer breiten, blonden Flamin. Sie war Zugeherin auf dem Geflügelmarkt. Ihre Kammer war jetzt Mannschaftsquartier. Requiriert. Ihre Madonnen (auf Postkarten) hingen an der Wand. Sie hatte eine Pflicht: der Ablösung die frisch aufgefüllte Kognakflasche vor das Bett zu stellen (denn die Dächer knackten vom Eis). Sie war unsere Wirtin. Wenn der Hannoveraner da war, schlief sie mit ihm. Wir anderen drei waren ihre Söhne. Ihr eigener, echter, lag drüben als belgischer Poilu bei Menin. Sie strich dem Hannoveraner über die Stirn: „Ihr habt es alle nicht gewollt, meine Kinder, ich weiß es."

Wir waren zwischen Zwanzig und Dreißig. Sie gab uns Zigaretten und Schnaps. Wenn wir von den Toten herauftaumelten, glänzte diese Frau von Vierzig mit den gesunden Zähnen und im Kranz ihres Flachshaares wie Heimat.

Da stolperte eines Tages hinter dem Hannoveraner der Feldwebel B. die Treppe herauf. „Mir ist gemeldet worden, daß Sie die vier Leute hier mit Alkohol versorgen. Oeffnen Sie den Schrank." Unsere Wirtin stand breit davor: „Nein!" — „Ich lasse Sie auf die Kommandantur bringen!" — Der Hannoveraner bebte vor Wut. Der Feldwebel musterte ihn geringschätzig: „Stillgestanden! Kehrt! Raus!" —

Wir anderen bohrten unten Pfropflöcher in Sargdeckel. Der krumme Tischler unten im Ort schaffte es nicht mehr. Der Hannoveraner holte uns zum Schlüsselloch. Der Feldwebel lag in den Armen unserer Wirtin.

Sie sagte am Abend zum Hannoveraner: „Er wird Euch nicht mehr stören, meine Kinder. Er soll nur wagen, das Maul aufzumachen. Ich dachte, es ist am wichtigsten, wenn ihr Vier sicher seid. Und an den Schnaps ist er auch nicht rangekommen. Hier stärkt Euch!"

Manfred Georg.



Einst und jetzt

Mehr kann man hierzu nicht sagen!

Lustige Ecke

Das Liebste.

Vorsichtig sagt die Mama: „Emilchen, du bekommst nächstens ein Brüderchen oder ein Schwesterchen, was wäre dir denn lieber?"

Kühl erwidert Emilchen: „Ein Schaukelpferd."

Unterricht.

Der Sprachlehrer schimpft mit seinem Schüler:

„Nun halten Sie sich doch endlich die Hand vor den Mund wenn Sie husten. Ich kann Ihnen zwar Spanisch beibringen, aber nicht gute Manieren."

„Das stimmt," sagte der Schüler.

Spiel und Sport

Um die polnische Boxmeisterschaft — Die Kattowitzer Ausstellungshalle als Boxsportzentrum
Starke Beteiligung der einzelnen Bezirke — Große organisatorische Vorbereitungen

Am Sonnabend und Sonntag finden in der Ausstellungshalle im Kattowitzer Südpark die diesjährigen Landesmeisterschaften im Boxen statt. Die organisatorische Leitung liegt in den Händen des Kattowitzer Polizeisportvereins und des B.K.S. Die Ausstellungshalle ermöglicht durch ihre Größe ein weites Entgegenkommen gegenüber den Zuschauern und der geringe Eintrittspreis ermöglicht den Boxsportinteressenten, Zeuge der diesjährigen Meisterschaftskämpfe zu werden. Um den in der Mitte stehenden Ring werden genügend Stuhlreihen sein und der zu erwartende Andrang wird bewältigt werden können.

Die Beteiligung der einzelnen Bezirke ist außergewöhnlich groß. Mit Ausnahme des zu weit entfernten Wilna und wo der Boxsport noch in Kinderschuhen steckt, werden die anderen Bezirke größtenteils 8 Mann ihrer Besten schicken, trotz der großen Ueberlegenheit der Kämpfer von Posen und Oberschlesien. Die Unterverbände werden durch folgende Vertreter bei den Meisterschaften vertreten sein:

Pommerellen:

Bantam: Kempa; Feder: Wroblewsk; Leicht: Witkowski; Welter: Wegner; Mittel: Grabowski; Halbschwer: Zawacki; sämtliche von Olympia-Graudenz. Der beste Mann dieses Bezirks ist Wroblewski, der Weltgewichtler Wegner ist auch ein guter Boxer.

Posen:

Fliegen: Chmielewski (K.S.C.); Bantam: Glon (Warta); Feder: Luczak (Warta); Leicht: Aniola (K.S.C.); Welter: Arski (Warta); Mittel: Majchrzycki (Warta); Halbschwer: Wisnewski (Warta); Schwer: Nowicki (Warta). Es sind hier 4 Mann, die für den Titel in Frage kommen, auch Wisnewski hat Chancen. Die 4 Mann sind: Glon, Aniola, Arski und Majchrzycki.

Lodz:

Bantam: Cyran (Zjed.)); Feder: Klimczak (Sokol); Leicht: Marczewski (Kr. End.); Welter: Gawilli (Union); Mittel: Seidel (Union); Halbschwer: Kempa (Kr. End.); Schwergewicht: Stibbe (Union). Neben Stibbe und Seidel verdient Gawilli Beachtung, er konnte sich bei den Meisterschaften 1927 bis auf den 2. Platz durchkämpfen. Seidel soll angeblich seinen Bezirk im Halbschwergewicht vertreten, wobei auch seine Chancen erheblich gestiegen sind.

Lemberg:

Fliegen: Warczewski (Cyg.); Bantam: Wagner (Czarni); Feder: Trojan (Czarni); Leicht: Kolodziej (Czarni); Welter: Korszower (Hasmonea); Mittel: Zalewski (Czarni); Halbschw.: Groß (Hasm.); Schwer: Juda (Czarni). In diesem Bezirk muß man Kolodziej als den besten Mann betrachten.

Krakau:

Wegen technischen Schwierigkeiten hat man hier von einer Austragung der Meisterschaften abgesehen; Es sollen die besten 8 Mann durch Verbandsbeschluß nominiert, zu den Meisterschaften entsandt werden.

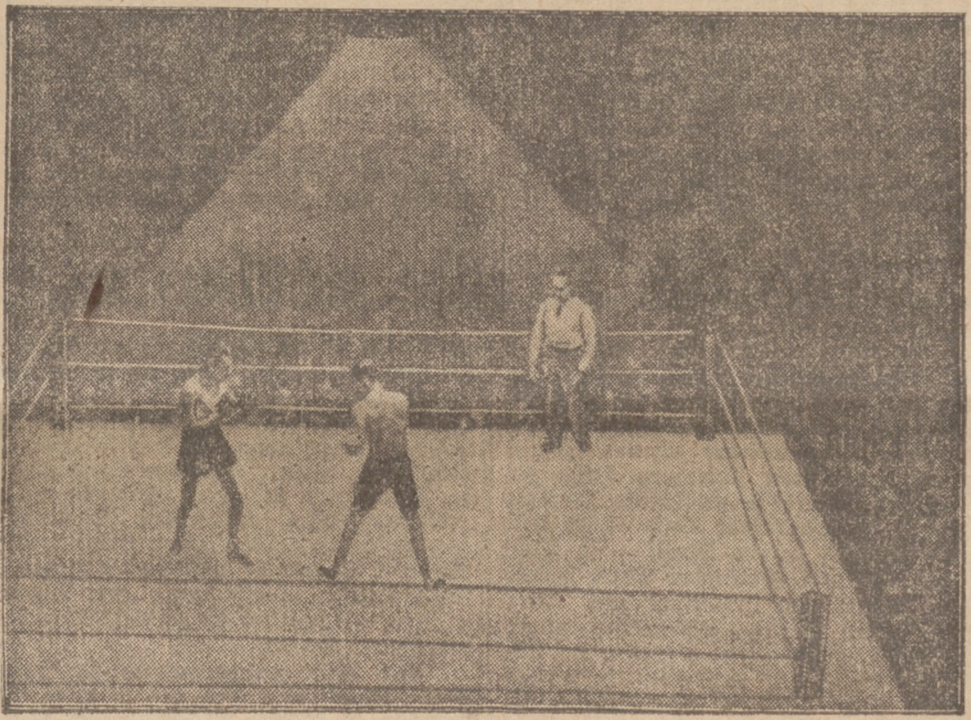
Warschau:

Fliegen: Urkiewicz (Makkabi); Bantam: Staniszewski (J.M.C.A.); Feder: Olisir (J.M.C.A.); Leicht: Glowacki (Skra); Welter: Wysocki (Makkabi); Mittel: Kubicki (Skra); Halbschw.: Cendrowski (Varsovia); Schwer: Finn (Makkabi). Hier sind die besten Leute im Fliegen-, Leicht- und Weltergewicht, besonders der Leichtgewichtler Glowacki ist zu beachten.

Oberschlesien:

Fliegen: Moczko (B.K.S.); Bantam: Pyka (B.K.S.); Feder: Gorny (B.K.S.); Leicht: Wochnik (B.K.S.); Welter: Kowollik (B.K.S.); Mittel: Wieczorek (B.K.S.); Halbschw.: Ziemniowski (Orzegow); Schwer: Kupka (Polizei). Die größte Aussicht haben Moczko, Gorny, Wochnik, Wieczorek und Kupka.

Das Glück spielt bei den Meisterschaften eine große Rolle, hängt es doch viel von der Auslosung ab, um nach vorn zu kommen. Das Schicksal will es oft, daß Favoriten schon in den Vorkämpfen zusammenkommen, so einem weniger guten Boxer den Weg nach oben bahnend. Auch unvorhergesehene Verletzungen ergeben oft einen nie geahnten Meister. Daß einige Kämpfer in derartigen Kämpfen mit ihrem Können nicht ausreichen, und so bei einem sachverständigen Publikum durchfallen werden, liegt in der Jugend des Boxsports bezw. an den in ihrer Anfangszeit schwer um die Existenz ringenden Vereinen im Innern Polens, die immer aus einem Nichts heraus geschaffen werden. **Aber jeder Kämpfer ist ehrgeizig und strebt nach vorn, in jedem Kampf gibt er sein Bestes, darum achte ihn!**



Der Kampf um die deutsche Schwergewichtsmeisterschaft
zwischen Ludwig Haymann und Rudi Wagener am 4. April im Berliner Sportpalast endete mit dem verdienten Punktsiege des Titelverteidigers Haymann. — Links Wagener, rechts Haymann.

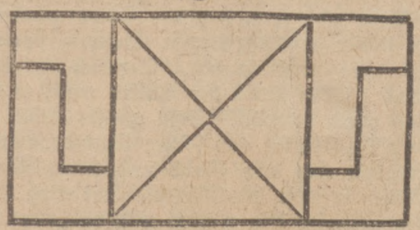
Rätsel-Ecke

Rösselsprung

ein	mann	heißt	der	will	spre-
chen	wer	sagt	es	heim-	und
lich	nicht	seufzt	wer	ist	es
und	mäd-	und	es	nicht	chen
liebt	ein	küßt	und	es	nicht
		wagt	nicht		

Konstruktionsaufgabe

Aus den Teilen nebenstehender Figur ist ein Quadrat zusammenzusetzen.



Leiterrätsel



Die wagerechten Balken ergeben in der Reihenfolge von oben nach unten: 1. italienischer Knabenname, 2. Aufhäufung von Waren, 3. italienischer Afrikareisender, 4. Figur aus der griechischen Mythologie. — Die beiden senkrechten Balken ergeben, nacheinander gelesen, ein Sprichwort.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — al — ard — ben — bet — beth — cre — dak — de — dre — du — e — els — er — fas — go — ha — her — hoch — ke — läh — lee — ma — maat — mo — mung — na — nel — ni — ral — re — ror — sa — sard — schach — teu — teur — ti — ti — tus — u — zeit sind 18 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben beide von oben nach unten gelesen einen Spruch ergeben.

1. Handwerker,
2. Mädchenname,
3. Herausgeber von Zeitungen,
4. Ungewöhnliches Ereignis,
5. Ort am Bodensee,
6. Holzart,
7. Südeuropäisches Grenzgebirge,
8. Hochland in Asien,
9. Außenseite eines Hauses,
10. Männername,
11. Festlichkeit,
12. Krankheitserscheinung,
13. Römischer Kaiser,
14. Schiffsunteroffizier,
15. Weg,
16. Blume,
17. Italienische Stadt und Provinz,
18. Glücksspiel.

Auflösung zum Silbenrätsel

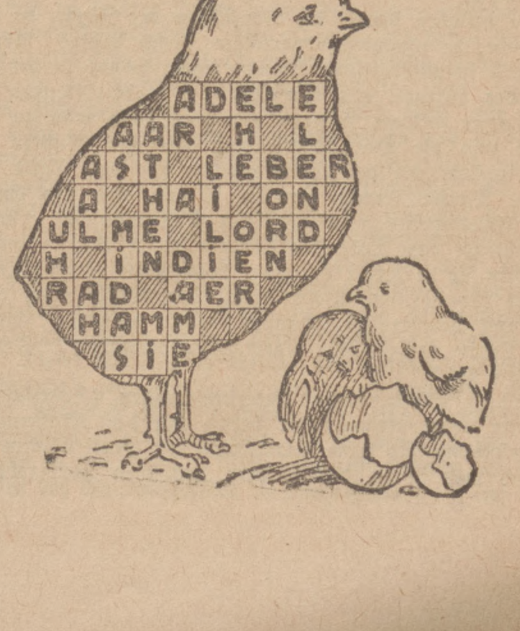
Fröhliche Ostern wünscht allen Lesern die Redaktion.

1. Fabel.
2. Ruine.
3. Ölkanister.
4. Himalaja.
5. Lende.
6. Iltis.
7. Chamberlin.
8. Eifer.
9. Osten.
10. Samaden.
11. Tantieme.
12. Eisbein.
13. Robert.
14. Niere.
15. Wilddieb.
16. überall.
17. Neunkirchen.
18. Schigatse.
19. Termin.
20. Astrolog.
21. Leben.

Auflösung zur Besuchskarte

Malermeister.

Auflösung des Oster-Kreuzworträtsels



Der Arbeiter-Sänger

Programmzusammenstellung und Kritik

Jahrein, Jahraus, mindestens einmal in der Woche, kommen die freien Sänger zusammen und üben und proben — Lieder. In gewissen Zeitabständen wiederum treten sie nun mit dem Gelernten an die Oeffentlichkeit, indem sie: „Kampfliederabende, Liederabende und Aufführungen von klassischen Werken", veranstalten. So einfach, wie sich die Geschichte anhört, ist sie in Wirklichkeit, denn nun doch nicht. Der „anspruchsvolle" Hörer, mag er nun auf Kampflieder oder auf Volkslieder (von denen ja der größte Teil dem Liebesleben der unteren Volksschichten entstammt), „verpicht" sein, möge doch einmal bedenken, welche Mühe es einem Arbeitergesangverein kostet, so eine Programmfolge „vortragsreif" einzuüben. Diese Zeilen werden nun geschrieben, um etwas aus der „Werkstelle" des Arbeitersängers, in der die edle Sangeskunst gepflegt wird, zu verraten.

Ein Vokalkonzert (Liederabend), mag es nun im Rahmen des Kampfliedes oder des Volksliedes abgehalten werden, muß zum wenigsten 18—20 Liedeinheiten umfassen, wenn der Zuhörer ungefähr 2½ Stunden im Reiche der Komposition, des Liedes, verweilen will und wie lange braucht der Chor um die Sache einzuüben? Der Leser mag es sich selbst auszeichnen, gehören doch mitunter zwei bis drei Uebungsabende dazu, um ein Lied „vortragsreif zu feilen". Dazu kommen noch Wiederholungen und in einem Jahr, ob noch „bürgerlicher oder sozialistischer Zeitrechnung", sind nur 52 Wochen.

Dies allen berufenen oder unberufenen „Kritikern" an der Arbeitersängerbewegung ins Stammbuch, besonders der letzten Sorte, von denen es in der letzten Zeit außerordentlich viele gibt, möchten wir doch zurufen: beseht auch jedes Ding von beiden Seiten und dann urteilt, bei jedem denkenden Menschen wird darauf das Urteil, „gerecht" ausfallen. Die Arbeitersänger sind eben keine „Berufssänger", wollen aber auch keine „Radau- und Schnapssänger" sein, sondern haben sich zusammengefunden, um die Pflege sozialistischer Kultur zu fördern und diese Aufgabe ist so groß, daß sie noch nicht einmal von allen eingeweihten Kreisen verstanden und gewürdigt wird. Sozialistische Kulturarbeit erstreckt sich eben etwas über den Kampfliedteil, hinaus. (Wir wollen schon ganz davon absehen, das wir eben noch keine allzugroße Auswahl von Kampfliedern, bei denen die Musik alleine (ohne den Text) imstande wäre, die Massen aufzurütteln, haben). Das Kulturleben, auch des sozialistischen Arbeiters umfaßt doch noch ein anderes Empfindungsleben, als jenes welches in Tendenzliedern, in der Sehnsucht nach einem besseren Land und in der Aufforderung zum Kampf gegen brüchige Weltordnungen zum Ausdruck kommt. Wir meinen hier das „menschliche", leider (und wir können es trotz allem Gepolter nicht ändern) „allzumenschliche", die — Liebe. Wir können uns eben keinen Unterschied zwischen dem bürgerlichen und sozialistischen Liebesleben denken. (Entgleisungen gibt es ja auf beiden Seiten, aber gewöhnlich hat man dafür ein anderes Wort, das so ungefähr wie „menschlichen Bedürfnissen nachgehen", heißt.) Noch eins: „Wir lieben doch alle die Natur!" Also können sich auch die Arbeitersänger an der Verbreitung dieser Naturliebe beteiligen. Oder etwa nicht?

Nun noch eins für den Berufskritiker und dies ist: Sachlichkeit. Von der bürgerlichen Presse werden ja unsere Veranstaltungen (bis auf einzelne Ausnahmen) totgeschwiegen, was uns gar nicht weiter wundert; wie kommen auch Arbeiter dazu, sich zu unterstehen, eigene Kulturvereine zu unterhalten, wo es doch so viele andere gibt, bei denen „Intelligenz" als Führer spielt und Direktoren usw. „Ehrenmitglieder" werden können. Wenn wir nach dem vorhergesagten, uns den „Bericht" (eine Kritik war, dies nämlich nicht) von dem Liederabend der „Freien Sänger" Kattowitz, veranstaltet am 1. Osterfeiertag, ansehen wollen, so werden wir finden, daß jener, der dies geschrieben, die Tatsachen verdreht. Er schreibt dort wörtlich: „Auch hier muß noch einmal festgestellt, sowie zugleich geklagt werden, daß auch an diesem Abend Tendenzchöre fehlten, was von mehreren anwesenden, älteren Genossen schmerzlich empfunden wurde. Im ersten Teil gefiel besonders und was stürmisch wiederverlangt wurde, die „Dubinuschka"... Wir können nur sagen: „He du Eichenknüppel vorwärts"... und können uns gar nicht denken, was denn vom Schreiber jenes Berichtes und von den „älteren Genossen" als Tendenzlieder angesehen wird, vielleicht verraten sie uns dies mal bei Gelegenheit. Wir singen in unseren Chören „Fahnenschwur", „Morgenrot", „Dubinuschka" und „Warschawianka" als Tendenzlieder und diese wurden auch an jenem Liederabend zu Gehör gebracht.

Auch möchten wir bitten, daß bei solchen Berichten, mehr auf die vorgetragenen Schönheiten und den Inhalt der einzelnen Lieder eingegangen wird und „Verwerfliches" und Kitsch genügend gebrandmarkt wird. Es liegt uns ferne, „Kritik zu bestellen", jedoch im Interesse der Sänger und des Publikums bringen wir diese Richtigstellung und Bitte vor. Bei Berichten von Theatervorstellungen bringt man doch sachliche Berichte und aus diesen kann sich dann auch jemand, der nicht dabei war, einen Begriff von dem Stück und der Vorstellung nebst den Spielern machen. Genau so dankbar und wichtig wie die Kritik zur Verbreitung des Theaters, wird sie anspornend und veredelnd auf die Arbeitersänger wirken N.

Was die Kirche verbannt

Da in unseren Reihen bei Beurteilung der musikalischen Werte der Werke alter Meister stets darauf verwiesen wird, daß die Texte den Ausschlag nicht geben sollten, haben sich im Laufe der Zeit wohl alle bekannten alten Werke Heimatrecht im Arbeiter-Sängerbund erworben. Ganz bestimmt hat das der gesanglichen Aufwärtsentwicklung unserer Bewegung nichts geschadet. Man nahm für die meisterhafte musikalische Qualität die dem inneren Empfinden widerstrebenden Texte — oft freilich und begreiflicherweise erst nach hartem Kampf — in Kauf. Es ist natürlich klar, daß über diese bestehenden Werke hinaus unser Sehnen nach dem sozialistischen Oratorium geht. Aber selbst dann, wenn wir den alten Werken gleichwertiges unserer eigenen Weltanschauung haben, wird in unseren Reihen die Achtung vor dem Schaffen der Alten nicht verblassen. Diese Achtung vor der Gediegenheit wird uns als Arbeitersänger bestimmt davor bewahren, die Oratorien vergangener Zeiten zu „beschneiden". Für uns werden sie eine Einheit bilden und als solche zur Durchführung gebracht werden, oder sie werden nicht gesungen. Wenn ich betone: für uns, dann werden die meisten eine solche Selbstverständlichkeit auch für andere Vereinigungen voraussetzen. Und doch gibt es heute schon Korporationen, die anders denken:

Unser Bundesverein in Saalfeld (Saale) hatte zu einer Wiederholung von Joseph Haydns „Jahreszeiten" die Ueberlassung der Kirche beantragt, da ein Saal nicht frei war. Dieser Antrag fand die Antwort, daß „die Stellung des Vorsitzenden Ihres Vereins gegen die Kirche die Genehmigung erschwert". Nachdem weiter beteuert wurde, daß man sich dem Arbeitergesangverein als solchen gegenüber nicht ablehnend verhält, stellt man die Bedingung, daß durch Vereinbarung zwischen dem Vorsitzenden des Musikausschusses und dem Chorleiter

festzustellen sei, welche Teile des Werkes sich zur Aufführung in der Kirche eignen.

Es wurde das vom Bund verlegte Textheft zu den „Jahreszeiten" eingereicht, und der fragliche Kirchen-Musikausschuß-Vorsitzende Pfarrer Moritz Mitzenheim reichte das Heft zurück. Die Erwartungen, die manche Menschen in die „Toleranz" der Kirche setzen, werden damit zu Grabe getragen. Es heißt in dem Begleitschreiben, daß die „angegebenen Streichungen teils des Textes, teils der Musik wegen vorzunehmen nötig waren!" Nicht einmal die Musik des alten Haydn fand Gnade vor der Kirche. Und die Begründung? Die hat der Genosse Dr. Guttmann in seiner Einführung zu den „Jahreszeiten" gegeben (Seite 5 und 6 des Textheftes). Was sagt der Sangesgenosse Dr. Guttmann:

„Da dröhnen brutal die Fanfahren der Jäger, da heulen die Hunde, da stürmt der verfolgte Hirsch dahin! Aber den Höhepunkt in musikalischer Hinsicht findet Haydn in der großen Szene der Winzer, als das Fest der weintrinkenden Landleute immer wildere Formen annimmt; wie man zu tanzen beginnt und die Lust höher steigt, wie die Musiker immer derber spielen, wie der Wein auch sie aus dem Takte bringt, wie die Tänzer immer schneller fliegen, und am Ende die ganze Gesellschaft, in allgemeinen Durcheinander, stolpernd und johlend, zum Lobe des Weines ihren Gesang anstimmt, dies alles ist in seiner geradezu heidnischen Urwüchsigkeit ein Beispiel für die umfassende Kraft der musikalischen Schilderungskunst des großen Meisters, dessen ordnende Hand aus dieser Orgie zugleich ein harmonisch-vollendetes Kunstwerk geschaffen hat."

Auf diese Stelle, deren Unterstreichungen (Sperrsatz) Herr Mitzenheim vorgenommen hat, beruft sich der Kirchenvertreter als Begründung für seine Streichung der „unkirchlichen" Stellen! Und was ist es, das so dem kirchlichen Henkersbeil verfällt? Es ist die Herbsteszeit mit ihrem Jugendtollen, es ist der Lobgesang auf die Liebe, wie er im Duett von Hannchen und Lukas zum Ausdruck kommt. Ebenso gottlos wie Herbst und Liebe sind dem christlichen Ordnungswächter die Jagd und die Nebenernte, vor allem aber das Freudenfest der Winzer. Aber nicht genug damit: Auch das Spinnerlied und die Erzählung der Hanne, wie sie einen liebeslüsternen adligen Herrn hat „abfahren" lassen, verfiel dem Zensurstift der Kirche! Und auch da haben es dem guten Hüter göttlicher Ordnung einige Ausdrücke Guttmanns angetan, die er zur Charakterisierung der Musik benutzt: „Verspottung", „zum Narren hält", „das Spottgelächter" — das sind die spitzen Steine des Anstoßes, über die der Pfarrer stolpert.

Nach dieser vorgenommenen Verstümmelung eines Kunstwerkes schreibt man dann noch zu allem Ueberfluß.

„Trotz der hier gemachten Angaben ist vor der Aufführung eine Rücksprache des Dirigenten mit mir nötig."

Kann es wirklich möglich sein, daß man im Ernst daran dachte, es gäbe einen Arbeitergesangverein, der solch eine Verkrüppelung Haydns der Oeffentlichkeit böte? Wenn nun unsere weltlich eingestellten Arbeitersänger auch so beschränkt wären wie diese Kirchenentscheidung, dann müßte alles noch gestrichen werden, was „himmlisch" ist? Dann wären die „Jahreszeiten" zwischen den beiden Mächten Himmel und Erde zermalmt. Das wäre die konsequente Folge davon, wenn unsere Arbeitersänger, wie die Kirche es in diesem Falle tat, alles künstlerische Schaffen von einst auf das Schafott der Parteidoktrin schleppte.

So ergibt sich auch in diesem Falle wieder, daß im Sozialismus eine viel größere Kraft steckt als im Christentum. Der erstere stirbt wahrlich nicht an einem Wort, noch weniger an einer Musik, die in einer Zeit geschrieben, gelebt wurde, als die Welt beherrscht wurde von der Mythologie der Kirche. Letztere aber scheint zu fürchten, daß ihre Mauern einstürzen, wenn Haydns Musik von Liebe und von Jagd und Ernte in ihr widerhallt! Wie morsch muß doch solches Gebäude sein! Wir Arbeiter haben uns zu hüten, daß wir bei der Beurteilung von für uns geeigneten Werken nicht auch solch kirchlich-orthodoxer Altersschwäche verfallen.

Darum bekennen wir uns zur Kunst der alten Meister, unbekümmert um ihre Motive, als eines Bornes der Kraft, die wir zu musikalisch-kulturellem Aufstieg brauchen, und mit der wir einmal die Werke sozialistischen Kunstgestaltens schaffen, bewältigen, meistern können. Mit dem Beherrschen des Alten zum Erringen und Bezwingen des Neuen! — —

So verbannt die Kirche in ihrer „allumfassenden Liebe" die Kunst aus ihren Mauern und gibt sich damit selbst einen Rahmen, in der freie Menschen nicht hineingehören. Wir Arbeitersänger wollen aber mutvoll uns der so bedrängten Kunst unserer alten Meister annehmen, getreu des Wortes: „Ehrt eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister!" Der Kirche aber scheint ein Wort aus den „Jahreszeiten" zu passen:

Erblicke hier, betörter Mensch,
Erblicke deines Lebens Bild!
Verblühet ist dein kurzer Lenz,
Erschöpfet deines Sommers Kraft.
Schon welkt dein Herbst dem Alter zu,
Schon naht der bleiche Winter sich,
Und zeiget dir das offene Grab.

Karl Klauder, Saalfeld (Thür.)

*

Anmerkung der Schriftleitung: Erfreulicherweise können wir berichten, daß in einem anderen Falle nicht derart kunstfeindliche Entscheidungen von den Kirchengemeinden getroffen worden sind, wie in Saalfeld in Thüringen. So erhielt beispielsweise der Volkschor Gera die Kirche zu ungekürzter, zweimaliger Aufführung der „Jahreszeiten", wiewohl der Organist (!) der betreffenden Kirche sich gegen eine Ueberlassung des Raumes zu Konzertzwecken ausgesprochen hatte. Man einigte sich schließlich dahin, unseren Volkschor die Aufführung zu gestatten, wenn er sich zur Weglassung des „Wein- und Jagdchores" verstände, und nur dem Dazwischentreten des Pfarrers war es zu danken, daß in Gera nicht ein gleicher Schildbürgerstreich wie in Saalfeld passierte! Dank des künstlerischen Verantwortungsgefühls des Geraer Pfarrers, der sich der geforderten Kürzung entschieden widersetzte, weil mit Wegfall des „Wein- und Jagdchors" die wertvollsten Stücke des Haydnschen Oratoriums beseitigt würden, ohne deren Wiedergabe das Werk nur einen kümmerlichen Torso darstelle, hielt in Gera Joseph Haydn seinen Einzug in die Kirche!

Aber auch Ludwig van Beethoven hat es den Kirchengewaltigen angetan. Eine von unseren Dresdener Freunden geplante Aufführung der 9. Sinfonie in der Kreuzkirche fand gleichfalls das Mißfallen des Herrn Organisten, der Beethovens 9. Sinfonie ihres heidnischen Textes wegen nicht für wert und würdig zu befinden geruhte, in einer protestantischen Kirche aufgeführt zu werden und mit seiner engstirnigen Einstellung tatsächlich den Sieg über den gesamten Kirchenrat davontrug.

Man kann es den hohen Kirchenfürsten und ihren Räten und Mitarbeitern nachfühlen, daß sie vor Neid vergehen mögen, wenn sie „ihre" Kirche bis zum letzten Platz gefüllt sehen, wenn unsere großen Volkschöre und Arbeitermännerchöre in ihren Konzerten die Großtaten unserer Meister künden, während sonst...

„Mag die Kirche das ganze Jahr lang leer stehen, die Arbeitersänger, singen sie von dem „Cherub, der vor Gott steht" und dem „betörten Menschen, der seines Lebens Bild erblickt", wollen sich mit einer derartigen Musik gefälligst auf die Tanzdiele und in die Bierlokale bemühen. Da seid ihr mit eurem Publikum und eurem Beethoven und eurem Haydn in der zugehörigen Alkohol- und Tabaksatmosphäre bestimmt besser aufgehoben, als in unseren zur Andacht und Nachdenklichkeit stimmenden heiligen und geweihten Räumen."

„Brüder, überm Sternenfeld muß ein lieber Vater wohnen!"

Man lasse Pfarrherren, die sich unseren künstlerischen, ernsthaften Bestrebungen so durchaus unzugänglich erweisen, möglichst unter sich! Soweit man aber noch nicht mit der Kirche gebrochen hat, versuche man auf seine Kirchenräte einzuwirken, daß sie sich endlich zu der Einsicht bequemen, daß die Aufführung der „Jahreszeiten" und 9. Sinfonie nicht Ausgeburten der Hölle und des Teufels darstellen, als die sie einigen Organisten zuweilen erscheinen wollen. W. H.

Proletarische Grabmusik

Es ist auffällig, daß die proletarische Grabmusik sowohl in der Dichtung wie in der Vertonung völlig in der bürgerlichen Ideen- und Gefühlswelt stecken geblieben ist. Vielfach hat man sich mit bloßer Wortumstellung begnügt. Das ist auch nach der Staatsumwälzung nicht anders geworden. Inzwischen haben sich doch religiös, sozial und politisch gewaltige Veränderungen vollzogen; in der Musik haben sie keine Spuren hinterlassen.

Die Feuerbestattung verdrängt immer mehr die Erdbestattung. Das ist nicht nur ein hygienischer Vorgang, sondern bedeutet doch symbolisch die Ablehnung des christlichen Auferstehungsgedankens. Wo ist das Grablied, daß dieser Veränderung Rechnung trägt.

Noch schlimmer ist die Mißachtung sozialer und politischer Veränderung. Noch immer ertönt am Grabe das Pfeilsche Lied: „Ein Sohn des Volkes". Es war richtig im Obrigkeitsstaat und gab damals den Gefühlen des Proletariats, dem jeder Aufstieg verbaut war, beredten Ausdruck. Aber es paßt doch nur in jene Zeit hinein. Es war richtig, daß damals der Prolet sagen konnte: „Tief drunten im Tale ging immer mein Lauf, zur Höhe, zur steilen, ich kam nicht hinauf". Nachdem aber die alten Schranken gefallen sind, Arbeiter am öffentlichen Leben uneingeschränkt teilnehmen, zu öffentlichen Aemtern in Gemeinde und Staat berufen, in der Wirtschaft zu leitenden Stellen emporgestiegen sind, ist doch der Satz innerlich unwahr. Richtig mag sein, daß der Emporgehobene in seiner Auffassung, in seiner gesellschaftlichen Stellung proletarische Einstellung und Wertung behalten hat. Dennoch ist es falsch, wenn behauptet wird: „Ein Sohn des Volkes wollt er sein und bleiben!" Nein, das wollt er nicht! Sein ganzes Leben war dem Ziele geweiht, das Proletariat aus seiner Unterdrückung zu befreien, es emporzuheben aus dem Elend und einer höheren Lebensführung und Lebensaufgabe zuzuführen. Der Satz jenes volkstümlichen Liedes verneint den Kampf und resigniert.

Das sozialistische Proletariat sollte nach der alten Staatsauffassung unterdrückt, ausgerottet werden. Zäher, unablässiger Kampf überwand diese Ausrottungsstrategie. Der Obrigkeitsstaat mußte kapitulieren, er mußte den Arbeitern auf sozialem Gebiete entgegenkommen. Das Sozialistengesetz wurde durch den steigenden Vormarsch der Sozialdemokratie überwunden, der Sozialismus wurde Gemeingut aller Kulturvölker. Heute kann sich der großkapitalistische Betrieb nur durch Zusammenschluß und Subvention des Staates über Wasser halten. Die kapitalistische Wirtschaftsordnung ist ins Wanken gekommen, sie setzt sich immer mehr in Widerspruch mit den Interessen der Allgemeinheit. Der Weg zum praktischen Sozialismus wird täglich mehr geebnet. Die Arbeiterklasse hat durch den Sozialismus wirtschaftlich glänzende Fortschritte gemacht. Politisch hat die Staatsumwälzung ihr gleiches Recht gegeben. Alle ausnahmegesetzlichen, alle Klassenschranken sind niedergebrochen, die ökonomischen Schranken müssen noch überwunden werden.

Wo ist das Lied, das diese Entwicklung in Wort und Ton wiedergibt, den toten Kämpfer als siegggekrönten Pionier und als treuen Mitkämpfer für den Aufstieg seiner Klasse, die Solidarität mit seinen kämpfenden Klassengenossen, feiert?

Hier muß der Dichter zufassen, er muß des mühevollen und willensstarken Kampfes gegen bürgerliche Klassengesellschaft und Polizeistaat gedenken, er muß aber auch den Aufstieg, die völlig veränderte politische Lage sehen und ermuntern, den Kampf bis zur völligen politischen und ökonomischen Befreiung des Proletariats fortzusetzen. Das Gelöbnis, für dieses Ziel zu kämpfen, sei der Dank für die Arbeit des entschlafenen Kämpfers.

So wie es mit dem Grabgesang, steht es auch mit der Marschmusik für das Begängnis. Ist es nicht ein Trauerspiel, daß die Marschkolonnen zur Begräbnisstätte nichts anderes zu hören bekommen wie den Chopinschen Trauermarsch?

Dichter und Musiker, helft dieser Not steuern! R. L.

Freigewerkschaftliche Rundschau

Frontwechsel bei der Federacja Pracy

In den Reihen der moralischen „Gewerkschaftssanatoren“ ist es in den letzten Tagen bedenklich still geworden. Die „Polska Zachodnia“ weiß nur wenig „Siegesberichte“ über den Erfolg der oberschlesischen „Federacja Pracy“ zu verbreiten und auch diesen sieht man die Färbung an, die nur so gedruckst sind, um überhaupt noch vom „Fortschritt“ etwas zu sagen. Im Rahmen der Gewerkschaftsbeilage der „Polska Zachodnia“ fängt schon die öde Theorie an, nachdem man sie an die Wand gepreßt hat, daß sie mit ihrer Agitation nichts anderes als den Bolschewismus in Reinkultur pflanzen wolle und sie eigentlich ebensogut ein Organ der nie was wissenden Kommunisten sein könnte. Man wird ihr Geschreibsel, daß sich windet und winselnd benimmt, etwa nicht ernst nehmen, aber man merkt es dem Schreiber an, daß er etwas zu beweisen sucht, was er selbst bei bestem Willen noch nicht begriffen hat und das ist die Theorie und Praxis des Syndikalismus. Man hat einfach die französische Methode aus alter polnischer Gewohnheit angenommen, weiß aber in der Praxis damit nichts anzufangen und da doch zwischen der heutigen syndikalistischen Gewerkschaftsbewegung und dem polnischen Gewerkschaftschaos ein gewaltiger Unterschied besteht, so versucht man einen Frontwechsel zu vollziehen, der aber als mißlungen zu bezeichnen ist. Man rückt entschieden von der „Diktatur des Proletariats“ ab, will von einer Vergesellschaftung der Produktionsmittel nichts mehr wissen und bereitet dann einen Syndikalismus „polnischen Musters“ vor, der hoffentlich nicht in den üblen Geruch gelangt, wie einstmals böse Zungen dies der polnischen Wirtschaft zugedichtet haben, nebenbei gesagt, einem Schlagwort, welches wir nie gebilligt haben. Aber es erweckt den Anschein, daß die Federacja Pracy mit ihrer moralischen Sanierung der Gewerkschaftsarbeit auf diese Stufe mit Berechtigung gelangt.

Nun ist es nicht unsere Sorge darüber zu streiten, ob die französische Methode des Syndikalismus auf polnische Verhältnisse angewendet werden kann. Fest steht indessen, daß eben diese französische Methode in der Gewerkschaftsbewegung in Frankreich selbst Schiffbruch erlitten hat und mit dazu beitrug, daß die französische Gewerkschaftsbewegung heute auf dem Kontinent bei weitem nicht die Bedeutung sich erringen konnte, wie die deutschen, englischen und österreichischen Gewerkschaften, was besonders bei der Schaffung der Sozialgesetze zum Ausdruck kam. — Und wahrscheinlich liegt es auch den Kulissenschiebern der Federacja Pracy an nichts anderem als einem Einbringen von Gegensätzen in die polnische Gewerkschaftsbewegung, um sie auf die gleiche Stufe der Bedeutungslosigkeit zu bringen, wie es heute in Frankreich der Fall ist. Das Ziel war ja bei der Schöpfung, eine Einheitsfront aller Arbeiter auf einem Werk, aber nicht zur Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiterklasse, sondern eine Einheitsfront gegen die alten Gewerkschaften, aus deren zweifellos begangenen Fehlern, man reiche Ernte erwartete. Und wir wollen zugeben, daß die Sprengungsversuche im polnischen Lager zum Teil mit Erfolg betrieben wurden, in den Reihen der deutschen Gewerkschaften aller Richtungen sind sie ohne Bedeutung geblieben. Aber das Verhalten der Federacja Pracy während des Generalstreiks hat den oberschlesischen Arbeitern die Augen geöffnet, um so mehr als auch gleichzeitig der Aufständischenverband auf dem Plan erschien und sich gegen einen Generalstreik und gegen eine Lohnerhöhung der Bergarbeiter aussprach. Die Furcht dieser Handlungen war klar zu erkennen, innerhalb des Aufständischenverbandes macht sich eine dritte und vierte Spaltung oder Abkehr bemerkbar und die Federacja Pracy mußte mit ihrer Haltung offen zugeben, daß sie am Ende ihres gewerkschaftlichen Lateins steht.

Von den anderen Gewerkschaften aufgefordert, nunmehr zu zeigen, welche Taktik sie zur Lösung des Lohnkonflikts einschlagen will, beantwortete sie sie mit großem Schweigen unter Hinweis darauf, daß sie treu zur Regierung stehe und diese Regierung zugesagt habe, rechtzeitig einzugreifen und bei diesem Eingreifen kamen durch die provokatorische Arbeit der Federacja Pracy ganze 5 Prozent Lohnerhöhun heraus. Und mit dem Augenblick hörten auch die Siegesberichte vom Fortschritt dieser Bewegung in Oberschlesien auf. Gerade in diesem Lohnkampf hätte die Federacja Pracy beweisen können, daß sie sich von den anderen Gewerkschaften in irgend einer Hinsicht unterscheidet. Gewiß, man täte den Hintermännern der Rattenfängergewerkschaften Unrecht, wollte man ihnen nicht Unterscheidungsmerkmale zugestehen. Aber die bestehen lediglich darin, daß sie besser zu Verleumden verstehen und nichts besser zu machen vermögen, daß ist der gewaltige Unterschied zwischen den bisherigen Gewerkschaften und der Federacja Pracy. Dort wo sie jetzt, selbst mit eroberten Mannen sich zu den Betriebsratswahlen stellten, da konnten sie nur ein Fiasko einheimsen und das scheint auch die Hintermänner bedenklich gestimmt zu haben, so daß die Geldquellen mit einem Male sehr versiegt sind, denn man ist nicht mehr gegen gute Bezahlung auf der Jagd nach „Renegaten“ und auch die Konferenzen fallen merkwürdigerweise sehr trocken aus. Wir sind gewiß nicht Verächter solcher Wandlungen, müssen aber jetzt doch zur Erkenntnis kommen, daß das wesentlichste der Propaganda für die Federacja Pracy nicht die Idee selbst war, sondern die alkoholische Nässe, die so Begleiterscheinung dieser Rattenfängergewerkschaft wurde. Wir unterstreichen nochmals, daß es uns am allerwenigsten etwas am Privatvergnügen der Schöpfer liegt, denn wir sind ja allzumal Sünder und wollen lieber den Splitter in unseres Bruders Auge nicht sehen. Worum es uns aber bei der besagten Feststellung geht, das ist zu bestätigen, daß man wiederum bei einem feuchtfröhlichen Ideenaustausch die oberschlesische Gewerkschaftsarbeit unterminieren will. Wir gehören zu denen, die im Augenblick, wo es not tut, auch offen aussprechen, was ist, auch dann, wenn es oft gegen unsere Freunde geht, denn in der Arbeiterbewegung ist keiner heilig sondern nur Mensch, ausgestattet mit allen menschlichen Schwächen.

Bei der Federacja Pracy kann man allerdings nicht einmal von menschlichen Schwächen sprechen, sondern muß unterstreichen, daß die gewerkschaftlichen Rattenfänger mit der Neugründung nichts anderes planten, als eine weitere Sprengung der bisherigen Gewerkschaften, um sie gegenüber dem geeigneten starken Unternehmer noch weiter zu schwächen. Hierzu brauchten sie zugkräftige Parolen und in Ermangelung eigener Ideen machte man eben eine Anleihe beim französischen Syndikalismus, der hier aber zu einer Bankerotterklärung führen mußte, wie der theoretische Frontwechsel dies gerade in den letzten Tagen beweist. Gewiß ist das noch nicht ein Begräbnis erster Klasse für die gewerkschaftlichen Rattenfänger, aber es kommt, langsam, aber sicher. Den Arbeiter aber müssen bereits jetzt die Augen aufgehen, was man mit ihnen beabsichtigt hatte. Die Lohnaktion ist noch nicht abgeschlossen, die Kämpfe stehen noch bevor, selbst wenn auch inzwischen ein Konjunkturumschwung eingetreten ist. Die Gewerkschaften sind nicht gewillt, sich dem Diktat zu unterordnen und da kommt es auf die Geschlossenheit der Arbeiterklasse an. Wird sie es begreifen, daß sie mit aller Energie mit den neuen „Rettern“ aufräumen muß, wenn ihr Streben nach Bessergestaltung ihrer Lebens- und Lohnverhältnisse von Erfolg begleitet sein soll oder wird sie es weiter dulden, daß sich kleine „Gernegroße“, die bisher in den anderen Gewerkschaftsrichtungen nicht aufkommen konnten, heute auf Kosten der Gesamtheit als gewerkschaftliche „Retter“ aufspielen? Hier vermag nur der Arbeiter selbst im Betriebe durch Aufklärung zu sorgen und die theoretische Wandlung der Federacja Pracy muß eine Wandlung der Gemüter der Arbeiter herbeiführen, indem sie ihr den Rücken kehren. Wissen wir doch aus alter Erfahrung, daß der Oberschlesier gern neuen Ideen zugänglich ist, denn das „Neue“ reizt, aber wir müssen es verhindern, daß er durch diese Neuerung in eine gewerkschaftliche Antipathie verfällt, denn dann schädigt er die Gewerkschaftsbewegung und damit die Arbeiterklasse ebenso, als wenn er unorganisiert ist oder Mitglied der Federacja Pracy. —ll.



Der Lehrling im deutschen Handwerk

Nach den vom statistischen Reichsamt soeben veröffentlichten Ergebnissen der gewerblichen Betriebszählung vom Jahre 1925 gibt es in Deutschland fast eine Million Fabriks- und Handwerkslehrlinge. Mehr als die Hälfte dieser Lehrlinge, nämlich 544 000, gehören dem Handwerk an. Im Durchschnitt trifft auf je fünf im Handwerk beschäftigte Personen ein Lehrling. Die größte Zahl Lehrlinge befindet sich im Metall-Handwerk, im Bekleidungs-Handwerk und im holzverarbeitenden Handwerk.

Vorstandssitzung des internationalen Gewerkschaftsbundes

An der am 21., 22. und 23. März in Amsterdam abgehaltenen Vorstandssitzung des Internationalen Gewerkschaftsbundes nahmen alle Mitglieder teil: W. Citrine, H. Jacobsen, L. Jouhaux, Th. Leipart, C. Mertens, R. Tayerle und Generalsekretär J. Sassenbach. Den Beratungen über gewisse Tagesordnungspunkte wohnte auch der Sekretär der Privatangestellten-Internationale, Genosse Smit, bei. Da bei dieser Vorstandssitzung das wirtschaftliche Programm des J. G. B. mit zur Beratung stand, hatten gemäß einem in der letzten Vorstandssitzung gefaßten Beschluß verschiedene Vorstandsmitglieder Sachverständige hinzugezogen und zwar: Pugh und Bailey (England), Harmel (Frankreich), Eggert und Arons (Deutschland), Sternheim (J. G. B.).

Bei der Behandlung des wichtigsten Punktes der Tagesordnung, d. h. des wirtschaftlichen Programms des J. G. B., fand zunächst über die vorliegenden Entwürfe und Vorschläge eine Generaldebatte statt, in der alle Gesichtspunkte erläutert und verschiedene Vorschläge gemacht wurden. Danach tagten die Sachverständigen unter sich und arbeiteten auf Grundlage der vorliegenden Entwürfe einen Programmentwurf aus, der am dritten Tage der Vorstandssitzung eingehend besprochen und gutgeheißen wurde. Dieser Programmentwurf, der als Vorlage des Vorstandes der Ausschußsitzung in Prag vorgelegt wird, soll zunächst den angeschlossenen Landeszentralen unterbreitet werden, die das Recht haben, Aenderungsanträge zu stellen. Berichterstatter zu diesem Punkt auf der Tagung in Prag ist Genosse Th. Leipart.

In bezug auf die Frage der Bekämpfung von Krieg und Militarismus wurden alle Aktionsmöglichkeiten eingehend besprochen, wobei besonders das Verhältnis zur Sozialistischen Arbeiter-Internationale präzisiert und die Notwendigkeit einer engen Zusammenarbeit betont wurde. Hierzu wurde folgender Beschluß gefaßt: „Die Sekretariate der S. A. J. und des J. G. B. werden beauftragt, miteinander in Fühlung zu bleiben und im Bedarfsfalle eine persönliche Aussprache herbeizuführen, zu der auch weitere Mitglieder der beiderseitigen Vorstände hinzugezogen werden können. Gefaßte Beschlüsse bedürfen der Genehmigung der Vorstände der betreffenden Internationalen“. In diesem Zusammenhang wurde auch beschlossen, zur Unterstützung der von der Sozialistischen Arbeiter-Internationale in der Abrüstungsfrage eingeleiteten Kampagne im Namen des J. G. B. ein Schreiben an den Völkerbund zu richten, in dem gegen die Hinauszögerung der internationalen Abrüstungskonferenz protestiert wird.

Wegen Erkrankung des Vorsitzenden Citrine konnte erst auf dieser Sitzung der endgültige Bericht über die Reise Citrines und Sassenbachs nach Italien behandelt werden. Nach einer ausführlichen Diskussion nahm der Vorstand hierzu folgende Entschließung an:

„Der Vorstand des J. G. B. nimmt den Bericht der Genossen Citrine und Sassenbach über ihre Informationsreise nach Italien zur Kenntnis und spricht den beiden Genossen für ihre gründliche Untersuchung der Lage in Italien seinen Dank aus.

Er gibt der bestimmten Hoffnung Ausdruck, daß die Kulturidee der gewerkschaftlichen Freiheit mit der Zeit auch in Italien wieder über den Faschismus den Sieg erringen wird und beschließt, den Bericht der bevorstehenden Ausschußsitzung in Prag zu unterbreiten“.

Die Sitzung behandelte hierauf verschiedene, mit der Ende Mai in Prag stattfindenden Ausschußsitzung im Zusammenhang stehende Fragen. Was die Abhaltung des im Jahre 1930 anberaumten Kongresses des J. G. B. betrifft, so soll dem Ausschuß vorgeschlagen werden, den Kongreß in Stockholm abzuhalten. Für die verschiedenen, damit verbundenen Tagungen wurden folgende Daten vorgesehen: Donnerstag, den 3. und Freitag den 4. Juli 1930: Vorstandssitzung; Sonnabend, den 5. und Sonntag, den 6. Juli: Ausschußsitzung und Konferenz der Berufssekretariate; Sonnabend, den 5. und Sonntag, den 6. Juli: Internationale gewerkschaftliche Arbeiterinnenkonferenz; Montag, den 7. bis Freitag, den 11. Juli: Internationaler Gewerkschaftskongreß. Nach Erledigung einiger mit der Internationalen Arbeitskonferenz 1929 im Zusammenhang stehenden Fragen und der Behandlung einer Reihe innerorganisatorischer Angelegenheiten wurde die Sitzung geschlossen. Die nächste Vorstandssitzung findet am 22. Mai 1929 in Prag statt.



Der Leiter des neuen Papier-Konzerns
der durch die Fusion Feldmühle-Reißholz entstanden ist, ist Generaldirektor Gottstein.

Die Spaltung in den komm. Gewerkschaften in der Tschechoslowakei

In der Tschechoslowakei, wo, wie bekannt, die kommunistische Bewegung, mit Ausnahme Rußlands, am stärksten ist, traten dieser Tage wichtige Ereignisse ein. Die kommunistischen Gewerkschaften in diesem Lande haben der kommunistischen Partei die Gehorsamkeit gekündigt. Vor einem Jahre haben die Führer der kommunistischen Partei die gewerkschaftliche Führung abgesetzt und in der roten Gewerkschaftszentrale eine sogenannte kollektive Führung ernannt. Dies geschah, weil die Gewerkschaften nicht genügend links orientiert waren und besonders in Lohnkämpfen mit anderen Gewerkschaften gemeinsam vorgingen. Die abgesetzten Führer sind meist Gewerkschaftler, die sich im Jahre 1922 von den freien Gewerkschaften getrennt haben. Es blieb in ihrem Blute noch ein wenig Verantwortlichkeitsgefühl übrig, was natürlich nicht paßt zur „radikalen“ und „revolutionären“ Taktik, wie sie von der kommunistischen Internationale vorgeschrieben wird. Dies führte zu einem Zusammenstoß: der großen Lohnbewegung in der Textilindustrie im Januar dieses Jahres. Dieser Streik ging infolge der verfehlten Taktik, resp. der Abwesenheit jeglicher Taktik, jämmerlich verloren. Trotzdem wurde er natürlich als ein Erfolg der neuen kommunistischen „revolutionären“ Taktik bezeichnet. Dies war auch den eigenen Anhängern zu viel. Am 10. März fand eine Sitzung des Zentralausschusses der kommunistischen Landeszentrale statt, auf der mit

Stimmenmehrheit beschlossen wurde, die kollektive Führung ab-zusetzen und die alte Führung mit Generalsekretär Hais wiedereinzusetzen. Damit ist der eigentliche Kampf zwischen den beiden Gruppen ausgebrochen. Von jetzt ab muß man auch mit zwei kommunistischen Bewegungen rechnen: derjenigen, welche sich nicht dem Diktat der kommunistischen Partei in den Gewerkschaften fügen wollen und jener, welche dieses Diktat als Ziel der Gewerkschaften betrachten und die Gewerkschaften und ihre Kämpfe nur als Mittel der politischen Aktion auffassen. Wie stark die beiden Richtungen sind, kann noch nicht mit Genauigkeit gesagt werden. Der Kampf wird weitergeführt und über seinen Verlauf wird es ohne Zweifel noch allerlei zu berichten geben.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 416.

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12.10: Mittagskonzert. 14: Vorträge. 15.15: Symphoniekonzert der Warschauer Philharmonie. 18.20: Literaturstunde. 20.00: Vortrag. 20.30: Abendprogramm von Warschau.

Montag. 12.10: Schallplattenkonzert. 17: Vorträge. 17.55: Tanzmusik. 19.10: Polnisch. 20: Vortrag. 20.30: Konzert, übertragen aus Posen, ansch. die Abendberichte und Tanzmusik.

Warschau — Welle 1415.

Sonntag. 10.15: Uebertragung aus der Kathedrale von Wilna. 12.10: Symphoniekonzert. 14: Vorträge. 15.15: Symphoniekonzert. 17.20: Vorträge. 20.30: Abendkonzert. 21: Literaturstunde. 21.45: Fortsetzung des Konzerts. 22.30: Tanzmusik.

Montag. 11.56: Mittagsberichte. 14.25: Vorträge. 15.50: Schallplattenkonzert. 17: Vorträge. 17.55: Unterhaltungskonzert. 19.10: Französisch. 20.30: Konzert von Posen. 22.30: Tanzmusik.

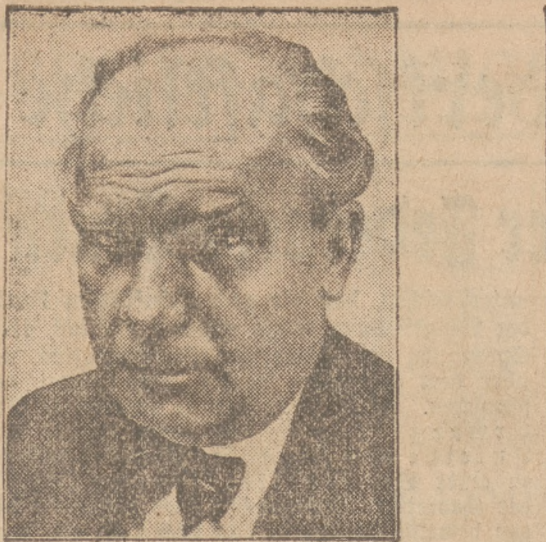
Gleiwitz Welle 326.4. Breslau Welle 321.2.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13,06: Nauener Zeitzeichen. 13,06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15,35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19,20: Wetterbericht. 22,00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24,00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag. 8.45: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9.00: Morgenkonzert mit Schallplatten. 11.00: Evangelische Morgenfeier. 12.00: Unterhaltungskonzert. 14: Rätselfunk. 14.10: Stunde des Landwirts. 14.35: Schachfunk. 15.00: Märchenstunde. 15.30: A wing Schläsches. 15.55: Der Arbeitsmann erzählt. 16.20: Heitere Musik. 18.00: Vom edlen Fischwaidwerk. 18.30: Abt. Welt und Wanderung. 18.55: Uebertragung aus Gleiwitz: Hermann Kirchner zum Gedächtnis. 19.30: Wetterbericht. 19.30: Unser Weltreisekorrespondent berichtet. 19.50: Uebertragung aus Gleiwitz: Zeitlupenbilder aus Oberschlesien. 20.15: Musikalisches Interview. 22.00: Die Abendberichte. 22.30—24: Uebertragung aus Berlin: Tanzmusik.



Eugen d'Albert

der große Komponist, feiert am 10. April seinen 65. Geburtstag. Von seinen Werken sind die Opern „Tiefland", „Die toten Augen", „Revolutionshochzeit" und „Der Stier von Olivera" am bekanntesten geworden.

Montag. 16: Uebertragung aus Gleiwitz: Abt. Welt und Wanderung. 16.30: Uebertragung aus Gleiwitz: Unterhaltungskonzert. 18: Uebertragung von der Deutschen Welle Berlin: Hans Bredow-Schule, Abt. Psychologie. 18.30: Elternstunde. 18.55: Uebertragung aus Gleiwitz: Autorenstunde Robert Kurpiun. Zum 60. Geburtstage des Dichters. 19.25: Hans Bredow-Schule, Abt. Sozialpolitik. 19.50: Die Uebersicht, Berichte über Kunst und Literatur. 20.15: Liederstunde. 21: Uebertragung aus Berlin: Lucretia Borgia. 22: Die Abendberichte, Funktechnischer Briefkasten, Berichte des Deutschen Landwirtschaftsrats.

Versammlungskalender

Versammlungen des Bergbauindustrieverbandes am Sonntag, den 7. April 1929:

Lipine und Schlesiengrube, beide Zahlstellen gemeinschaftlich, nachmittags 4 Uhr in Piasniki b. H. Pollok.

Krol.-Huta vormittags um 9½ Uhr im Dom Ludowy.

Murcky nachmittags um 3 Uhr im bekannten Lokale.

Wochenprogramm der D. S. J. P. Krol.-Huta.

Sonntag, den 7. April: Monatsversammlung nachm. 3 Uhr; Montag 8.: Lichtbildervortrag: Jugendwandern; Dienstag 9.: Brettspiele: Heim, Theater und Reigenprobe; Mittwoch 10.: Vortrag: Bund für Arbeiterbildung; Donnerstag 11.: Mädchenabend; Freitag 12.: Singabend, Theaterprobe; Sonntag 14.: Agitationsfahrt und Theaterabend der Kinderfreunde.

Kattowitz. Freidenker. Am Sonntag, den 7. April findet im Saale des Zentralhotels nachmittags um 3 Uhr unsere Mitgliederversammlung statt. Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten.

Kattowitz. (Gemischter Chor „Freie Sänger"). Unsere nächste Chorstunde findet statt am Mittwoch, den 10. d. Mts., in der Aula. Sonntag, nachmittags 5 Uhr, wichtige Vorstandssitzung im Zentralhotel.

Zalenze. D. S. A. P. Sonntag, den 7. April, nachmittags 4 Uhr, findet bei Golczyk die fällige Monatsversammlung statt. Referent: Gorny.

Bismarckhütte. Am Sonnabend, den 6. April, abends 6 Uhr, findet im bekannten Lokal die Stellungnahme zur Maifeier statt. Die Vorstände der Parteien D.S.A.P. und P.P.S., Gewerkschaften und Kulturvereine beiderseits werden gebeten, pünktlich zu erscheinen.

Bismarckhütte. (D.S.A.P.) Am Sonntag, den 7. d. Mts., findet um 3 Uhr nachmittags im D.-M.-V.-Büro die fällige Generalversammlung der D.S.A.P. statt. Die Mitglieder werden um recht zahlreiche Beteiligung gebeten, da wichtige Punkte auf der Tagesordnung stehen.

Königshütte. Verband der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen, Ortsgruppe Krol. Huta. Am Dienstag, den 9. April 1929 Monatsversammlung um ½8 Uhr im Büfettzimmer im Dom Ludowy. Beratungsstunden jeden Montag von 6—8 Uhr im Lesezimmer.

Königshütte. (Maschinisten und Heizer.) Am Sonntag, den 7. d. Mts., vormittags um 9½ Uhr, findet im Volkshaus-Königshütte die fällige Mitgliederversammlung statt. Kollegen, erscheint vollzählig!

Friedenshütte. D. M. V. Am Mittwoch, den 10. April 1929, abends 6 Uhr, findet bei Smiatek in Friedenshütte eine Mitgliederversammlung des D. M. V. statt. Vollzähliges Erscheinen wird erwartet. Referent zur Stelle.

Neudorf. Sonntag, den 7. April, vormittags 9 Uhr, Mitgliederversammlung der D. S. A. P. bei Goreczki. Ref. Matzke.

Siemianowitz. (Freie Sänger.) Am Sonntag, den 7. 4., nachmittags 4 Uhr, findet im Vereinslokal Generlich die fällige Monatsversammlung statt. Pünktliches und vollzähliges Erscheinen erwünscht. Mitgliedsbuch mitbringen.

Siemianowitz. Ortsausschuß und Parteivorstand treffen sich am Sonntag, 7. April, abends 6 Uhr, im Restaurant des Herrn Prohoska (fr. Exner) zusammen. Besondere Einl. ergehen nicht.

Siemianowitz. DMV. Sonnabend, den 6. April, abends 7 Uhr, findet im Lokal des Herrn Generlich eine Mitgliederversammlung statt. Pünktliches Erscheinen ist Pflicht.

Myslowitz. Vorstandssitzung der D.S.A.P. Sonntag, den 7. April, nachmittags 3 Uhr, bei Chelinski.

Nikischschacht, Janow und Gieschewald. Arbeiterwohlfahrt. Am Sonntag, den 7. April, nachmittags 3 Uhr, findet beim Herrn Kotyrba in Janow eine wichtige Mitgliederversammlung statt. Wegen der Wahl des Vorstandes bitten wir um zahlreiches Erscheinen, meistenteils der Frauen. Referent: Genosse Kowoll.

Nikolai. Den Kollegen der freien Gewerkschaften und Parteimitglieder von Nikolai und Umgegend zur Kenntnis, daß die Ausgabe der Bibliothek ab Sonntag, den 7. April, von 1—3 Uhr nachmittags wieder stattfindet beim Bibliothekar Hermann Kolodziej, Nikolai, ul. 3. Maja Nr. 2, Hinterhaus. Die weitere Ausgabe erfolgt jeden Sonntag zur obenangegebenen Zeit.

Kostuchna. D. S. A. P. Sonntag, den 7. April, nachmittags 3 Uhr, findet bei Weiß die fällige Monatsversammlung statt. Referent: Raiwa.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.